1,20 DM/Band 202

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut



Belgien-Luxemb. F 20 / Frankr. F 2,80 / Italien L 600 / Niederl. f 1,30 / Österr. S 9,- / Schweden kr 3,- Lm. / Spanien P 30 / Schweiz Fr 1,50



Der Fluch der schwarzen Hand

Gespenster Krimi Nr. 202

von Jason Dark

erschienen am 26.07.1977

Titelbild von Josep Marti Ripoll

Sinclair Crew

Der Fluch der schwarzen Hand

»Dieses Kind ist des Teufels!« Der alte Mann schrie die Worte mit sich überschlagender Stimme. Er drohte mit geballter Faust dem etwa zwölfjährigen Jungen, der hämisch grinsend am Rand des Steinbruchs stand und den Mann aus einer Luftpistole beschossen hatte. Nur knapp war die Kugel danebengegangen. »Eines Tages wird dich der Satan holen!« brüllte der Alte und humpelte weiter seiner Hütte entgegen, die im tiefen Wald lag. Der Junge auf dem Felsen lachte nur. Noch ahnte er nicht, daß die Prophezeiung schon bald grausame Wahrheit werden sollte…

Der Tod kann viele Gestalten haben!

In jener Nacht kam er in Gestalt eines zwölfjährigen Jungen. Es war eine der kühlen Vorfrühlingsnächte, in denen sich der Winter noch einmal aufbäumt und danach doch dem Kreislauf der Natur Rechnung tragen und abdanken muß.

Seit Stunden schon tobte der Sturm. Er kam vom Westen, hatte Schneeregen mitgebracht, und die Quecksilbersäule des Thermometers in die Nähe des Nullpunktes geschoben.

Der Wind heulte über das Land, rüttelte an Fensterläden, wirbelte Papier und kleinere Zweige vor sich her und bog die noch kahlen Äste und Zweige der Büsche dem Boden entgegen.

Es war eine Nacht, in der man nicht einmal einen Hund nach draußen jagen würde.

Ritchie Parson ging trotzdem.

Er hatte sich heimlich aus seinem Zimmer geschlichen. Niemand sollte merken, daß er unterwegs war, um eine grausame Tat zu vollbringen.

Ritchie Parson – zwölf Jahre jung, aber schon ein Satan in Menschengestalt.

Die Dunkelheit war Ritchies Freund. Er liebte sie. Die Schwärze, die Finsternis, dort konnte er sich verstecken, und niemand sah ihn und seine schrecklichen Taten.

Ritchie Parson trug eine dunkelgrüne Windjacke. Die Kapuze hatte er sich über den Kopf gestülpt und unter dem Kinn zusammengebunden. Das braune Haar war nicht mehr zu sehen, nur das Gesicht leuchtete wie ein heller Fleck.

Mit raschen Schritten huschte Ritchie auf die hohe Mauer zu, die das Grundstück seiner Eltern umgab. In einem Gebüsch hatte er eine kleine Leiter versteckt. Er holte sie hervor, zog sie auseinander und lehnte sie gegen die Mauer.

Geschickt stieg Ritchie die Sprossen hoch, blieb auf der schmalen Mauerkrone liegen, zog die Leiter nach und ließ sie an der anderen Seite wieder zu Boden gleiten.

Rasch kletterte Ritchie dem Boden entgegen.

Hinter der Mauer begann ein weites, ebenes Gelände, das sich bis zum Steinbruch hinzog.

Der Steinbruch – ein wild zerklüftetes Gebiet – lag schon seit Jahren still. Er war ausgebeutet worden, und außerdem wurde die Förderung unrentabel. Die Baufirma hatte alles liegen und stehen gelassen, und so rosteten die Geräte und Förderbänder langsam vor sich hin. Es gab dort noch ein paar baufällige Hütten. Sie hatten früher den Arbeitern als Unterschlupf gedient, waren aber mittlerweile nur mehr Höhlen und Verstecke für lichtscheues Gesindel.

Vom Steinbruch aus war es nicht mehr weit bis zum Dark Forest,

einer Mischwaldregion, die die Hänge der Berge bedeckte und der beste Lieferant für die großen Holzfabriken im Norden war.

Ritchie Parson kannte das gesamte Gebiet. Er war dort jahrelang herumgestrolcht, hatte alles ausgekundschaftet, und gerade während dieses Alleinseins waren ihm die bösen und schrecklichen Gedanken gekommen.

Der Teufel hatte sich gemeldet.

Er hatte Ritchie als sein Kind bezeichnet, und der Junge hatte daran geglaubt.

Er war zu einem willenlosen Werkzeug in der Hand des Satans geworden.

Und in dieser Nacht sollte er seine erste große Probe bestehen.

Der Auftrag hieß Mord.

***

Wie lange der alte Fatty eigentlich im Dark Forest hauste, wußte er selbst nicht zu sagen. Auf jeden Fall bestimmt mehr als zwei Generationen lang.

Und Fatty war mit seinem Leben zufrieden.

Die Hütte war aus rohen Baumstämmen zusammengefügt und lag auf einer kleinen Lichtung. Es gab kein elektrisches Licht, keine Kanalisation, und trotzdem war Fatty glücklich. Er hatte alles, was er zum Leben brauchte.

Auch Geld.

Er besorgte es sich nicht auf unrechte Weise – nein, er arbeitete dafür. Fatty war in der ganzen Umgebung als hervorragender Holzschnitzer bekannt.

Seine geschickten Finger schnitzten aus dem unansehnlichsten Stück Holz die schönste Figur. Über Aufträge konnte sich Fatty nicht beklagen, aber er lehnte die meisten von ihnen ab.

»Streß ist nichts für mich«, pflegte er mit einem verschmitzten Lächeln zu sagen, wobei sich das Wort Streß aus seinem Mund doch ziemlich sonderlich anhörte.

Manche verglichen Fatty mit einem Trapper aus dem letzten Jahrhundert. Und der Vergleich war noch nicht einmal so weit hergeholt. Fatty ernährte sich von den Tieren des Waldes. Sein Rehbraten, über offenem Feuer gegart, war ein Gedicht. Das wußten vor allen Dingen die Kinder zu schätzen, zu denen Fatty ein besonders gutes Verhältnis hatte. In den langen Sommerferien saßen sie oft stundenlang bei dem alten Mann, sahen ihm bei der Schnitzarbeit zu und hörten sich seine Geschichten an, die er so gut erzählte, daß sie bald schon wieder als wahr gelten konnten.

Abends hockte Fatty in seiner Blockhütte. Er hatte sich einen Kamin gemauert, in dem das Feuer prasselte und den Raum mit einer

natürlichen angenehmen Wärme versorgte. Fattys Bett war eine einfache, mit Fellen bedeckte Liegestatt. Sie stand dem hohen Schrank gegenüber, in dem Fatty seine besten Schnitzereien aufbewahrte. Ein Tisch, zwei Stühle und mehrere Regale – fertig war die Einrichtung. Wasser holte sich Fatty aus dem in der Nähe vorbeifließenden Bach. Das Wasser war kristallklar.

Wie jeden Winterabend saß Fatty auch am zweiten März wieder vor seinem Kaminfeuer. Er hatte sich eine Bank gezimmert, sie mit einem Fell bedeckt und die Beine ausgestreckt. Zwischen seinen gelben Zähnen steckte eine kurze Stummelpfeife. Der Tabak war zwar nicht selbst angebaut, schmeckte einem Fremden jedoch wie Bahndamm Schattenseite. Für Fatty war es ein Hochgenuß.

Das Stück Holz in seiner Hand nahm langsam eine Form an. Fatty hatte den Auftrag, Krippenfiguren zu schnitzen, und da es sehr viele waren, hatte er schon frühzeitig mit der Arbeit angefangen, um sie auch pünktlich abliefern zu können.

Fatty schnitzte an der Krippe. Geschickt höhlte er das Stück Holz aus. Hin und wieder gab er einen zufriedenen Brummton von sich. Ja, die Arbeit machte ihm immer noch Spaß.

Neben dem Hocker stand die Brandyflasche. Sie war noch halbvoll. Um Nachschub brauchte sich Fatty keine Gedanken zu machen. Im Regal standen noch drei weitere Flaschen.

Draußen heulte der Wind um die Blockhütte. Selbst im Wald war der Sturm zu spüren. Er bewegte die Zweige der Bäume, riß vom letzten Herbst übriggebliebene Blätter vom Boden hoch und wirbelte sie gegen die Hüttenwand und die dicken Scheiben des Blockhauses.

Manchmal fegte auch eine Bö in den Kamin. Dann stoben die Funken, und die Flammen flackerten besonders hoch auf.

Wieder einmal griff Fatty zur Flasche. Mit den Zähnen zog er den Korken heraus, setzte die Buddel an und nahm einen langen Zug.

»Aaaahhh«, stöhnte Fatty, »das tat gut.« Er stellte die Flasche wieder weg und reckte sich.

Mitten in der Bewegung hielt er inne.

Seine äußerst scharfen Ohren hatten trotz des draußen heulenden Windes ein Geräusch vernommen.

Schritte!

Da schlich jemand um die Hütte.

Fatty stand auf. Er hatte keine Angst. Zu lange schon lebte er allein. Getan hatte ihm bisher noch niemand etwas.

In seinem gebückten Gang und dem etwas nachziehenden Bein wirkte Fatty wie ein Waldgeist. Dazu kam der graue Bart, die von Runzeln und Falten bedeckte Haut und die langen eisgrauen Haare, die bis auf die Schultern fielen.

Fatty öffnete den Schrank. Er holte ein Gewehr hervor.

Es war eine alte Flinte, die er auch zur Jagd benutzte. Fatty hatte sie von seinem Vater bekommen und immer hoch in Ehren gehalten. Die Waffe war sehr gepflegt, mancher Soldat hätte sich daran ein Beispiel nehmen können.

Neben der Tür stellte sich Fatty auf. Er stand ziemlich im Schatten, der Feuerschein aus dem Kamin drang kaum bis zu ihm. Hin und wieder tanzten Schatten über sein Gesicht und machten es zu einer dämonischen Fratze.

Fatty hatte Zeit – und er war sicher, sich nicht geirrt zu haben. Er hatte die Schritte gehört.

Fünf Minuten verstrichen, zehn Minuten – eine Viertelstunde.

Die Flammen wurden kleiner, sanken zusammen. Fatty hätte Holz nachwerfen müssen, doch er dachte gar nicht daran, seinen Platz zu verlassen. Wie eine Statue stand er in der Nähe der Tür.

An den Ecken der Hütte fing sich der Wind. Fatty kannte die singenden Geräusche, sie wirkten auf ihn irgendwie beruhigend.

Und da hörte er wieder die Schritte.

Jetzt sogar dicht vor der Tür.

Fatty senkte den Blick und sah die eiserne Klinke an.

Sie wurde plötzlich nach unten gedrückt.

Fatty grinste. Der Einbrecher – wenn es einer war – war naiv. Die Tür der Blockhütte war nachts immer abgeschlossen. Und den Schlüssel ließ Fatty von innen stecken.

Jetzt war er aber doch gespannt, wer ihm da zu ziemlich später Abendstunde noch einen Besuch abstatten wollte.

Wie gesagt, Fatty hatte keine Angst…

Mit Daumen und Zeigefinger faßte er den Schlüssel und drehte ihn lautlos nach links.

Jetzt war die Tür auf.

Zwei Schritte ging Fatty vor, dabei hielt er die Flinte in Anschlag.

Sekunden verrannen.

Da wurde die Tür aufgestoßen.

Ruckartig.

Auf der Schwelle stand ein Junge.

Ritchie Parson!

Augenblicklich heulte der Wind in den Raum, wirbelte Laub hinein und fegte durch die Flammen im Kamin.

»Komm rein, und mach die Tür zu!« sagte Fatty.

Ritchie Parson gehorchte. Mit dem Fuß trat er die Tür ins Schloß. In seinen Augen stand ein seltsames Glitzern. Er riß die Verschnürung der Kapuze auf, streifte sie vom Kopf und schüttelte das lange braune Haar.

Ritchie Parson sah älter aus, als er in Wirklichkeit war. Man hätte ihn gut und gern auf fünfzehn Jahre geschätzt. Er war hochgewachsen,

hatte ein schmales Gesicht und eine lange gerade Nase. Die Augenbrauen wuchsen in Nähe der Nasenwurzel fast zusammen und gaben dem jungen Gesicht einen etwas verschlagenen Ausdruck.

Mit der rechten Hand zog Ritchie den Reißverschluß seiner Jacke herunter.

Er trug noch einen langen, dunkelgrünen Pullover, der den Gürtel seiner Jeans verdeckte.

»Was willst du?« fragte der alte Fatty.

Ritchie grinste nur.

»Was du willst, habe ich dich gefragt!«

Der Junge sah sich um. »Dich einmal besuchen, Alter!«

Er sprach wie ein Erwachsener. Seine Stimme klang lauernd und kalt zugleich. Fast schien es, als spräche aus seinem Mund ein anderer.

Fatty senkte den Lauf der Waffe. Er hatte eingesehen, daß ihm von diesem Jungen keine Gefahr drohte, obwohl ihn Ritchie am gestrigen Tag noch mit einer Luftpistole beschossen hatte.

»Du hast mich ja noch nie besucht«, sagte Fatty.

»Einmal muß es ja sein – oder?«

»Nur finde ich den Zeitpunkt etwas ungünstig. Du müßtest an sich schon im Bett liegen. Wissen deine Eltern Bescheid?«

»Die haben Besuch.«

»Hm.« Der Alte überlegte. Mit der linken Hand strich er sich durch seinen Bart. »Es ist ja klar, daß du nicht bei mir bleiben kannst. Du kannst mich gerne besuchen, aber tagsüber. Außerdem möchte ich, daß du dich entschuldigst.«

»Wofür?«

Verständnislos schüttelte der Alte den Kopf. »Du hast schließlich auf mich geschossen.«

»Na und?«

Dem alten Fatty platzte der Kragen. »Verschwinde jetzt, sonst jage ich dich aus der Hütte.«

Der Junge begann zu lachen. Es war ein widerliches Gelächter. Höhnisch und herausfordernd zugleich.

Der alte Fatty bekam plötzlich ein ungutes Gefühl. Er wußte, daß er den Jungen nicht so einfach abwimmeln konnte, daß Ritchie Parson sehr wohl einen Grund gehabt hatte, ihn zu besuchen. Der Junge hatte irgend etwas vor.

Aber was?

Herausfordernd steckte Ritchie beide Hände in die Hosentaschen und tat so, als wolle er mit lässigen Schritten an Fatty vorbeigehen. Als er mit dem Alten auf gleicher Höhe war, wirbelte er auf einmal herum und schlug mit der geballten Faust auf Fattys rechten Unterarm.

Der Alte hatte gar nicht mitbekommen, wie rasch Ritchie seine rechte Hand aus der Hosentasche herausgezogen hatte. Er spürte nur einen

sengenden Schmerz, konnte das schwere Gewehr nicht mehr halten und ließ es fallen.

Ritchie trat dagegen. Dicht neben dem Kamin blieb die Waffe liegen.

Der Alte hielt sich den rechten Arm. Sein Gesicht war schmerzverzerrt. Er stand gebückt und blickte Ritchie von unten her an.

»Was – was willst du?« keuchte Fatty.

Ritchie gab ihm einen Stoß, daß er bis gegen die Wand fiel. Auch sein Gesicht war verzerrt, aber nicht vor Schmerzen, sondern die Mordlust zeichnete sich darin ab.

Und der alte Fatty verstand.

Er schüttelte den Kopf. »Nein«, flüsterte er, »du – du wirst das doch nicht machen. Ich bin nicht reich. Ich…«

Ritchie Parson griff unter seine Jacke und zog ein Messer hervor. Es hatte eine breite Klinge und wurde meist von Fallschirmjägern benutzt. Der Widerschein des Feuers tanzte auf dem Stahl.

Keuchend lehnte der alte Fatty an der Wand. Ungläubigkeit stand in seinen Blicken zu lesen.

»Das – das wirst du doch nicht machen, Ritchie«, sagte er. »Du willst doch nicht…«

»Doch, ich will!«

Beinahe gelassen sprach Ritchie Parson die Worte aus, während er langsam auf den Alten zuging.

»Satan will es so!« flüsterte er. »Satan will es so!«

Er hob den rechten Arm.

»Neiiinnn!« brüllte der Alte.

»Doch!« schrie Ritchie und stieß zu…

***

»James, bitte, wo kann ich Ritchie finden?«

Lady Parson stand im Türrechteck, hielt eine brennende Zigarette, die in einer langen Spitze steckte, in der Hand und sah den Butler vorwurfsvoll an.

Würdevoll drehte sich James um. Er war das Gegenteil eines typischen englischen Butlers. Klein, mit rosigen Wangen und einem leichten Bauchansatz, über den sich die gestreifte Weste spannte.

»Sorry, Madam, aber ich habe Ihren Sohn nicht gesehen.«

»Zu dumm«, sagte die Lady. »In seinem Zimmer ist er nicht. Er wird doch nicht wieder… na ja, ist auch egal.«

Die Frau machte kehrt und ging zurück zu ihren Gästen in den Blauen Salon.

»Sehr wohl, Madam«, rief ihr der Butler noch nach und machte sich daran, eine Flasche Veuve Cliquot zu Öffnen.

Lord und Lady Parson liebten den Sekt ebenso wie den Tee.

Die beiden Adeligen hatten Gäste. Spencer Harris mit Frau, ein schwerreicher Industrieller und Rennstallbesitzer. Die Liebe zu Pferden hatten sie mit dem Ehepaar Parson gemeinsam. Auch für Parsons Stall liefen einige Tiere.

»Ah, da sind Sie ja wieder, meine Liebe«, rief Spencer Harris erfreut und hob sein Sektglas. »Auf die charmante Gastgeberin.«

Lady Parson lächelte. Dabei verzogen sich ihre überrot geschminkten Mundwinkel leicht nach unten, was dem Ausdruck ihres Gesichtes nicht gerade gut tat.

Die Lady entsprach nicht dem Schönheitsideal einer Frau. Sie war etwas zu groß, dazu noch ziemlich hager und hatte ein nichtssagendes, viel zu blasses Gesicht. Selbst Schminke hatte es schwer, dagegen anzukämpfen. Was auffiel, waren ihre roten Haare. Gefärbt allerdings. Die Lady hatte sie sich zu einer wilden Lockenfrisur legen lassen und benutzte auch im Farbton den gleichen Lippenstift. An diesem Abend trug sie ein grünes, bis zum Boden reichendes Kleid, das viel zu weit war und wenig von ihrer Figur erkennen ließ.

Sie setzte sich geziert.

»Also ich weiß es nicht. Ich werde mit dem Jungen nicht mehr fertig. Er ist aber auch schlimm. Aus Eton ist er hinausgeflogen…«

»Dorothy, ich bitte dich«, sagte Lord Parson. »Du hast einen Ton an dir…«

»Entschuldige, aber manchmal gehen auch mir die Nerven durch.«

»Das dürfte man sich in unserer gesellschaftlichen Stellung gar nicht erlauben. Was meinen Sie, Spencer?«

Harris, er war gerade dabei sich eine Havanna anzuzünden, nickte heftig. »Genau, mein lieber Lord. Genau. Wir haben es schon schwer genug. Die Wirtschaft liegt am Boden, die Arbeiter streiken nur, und wir, was haben wir schon alles versucht.« Harris produzierte einige dicke Rauchwolken, die träge gegen die Decke stiegen und sich unter dem wertvollen Kristalleuchter ausbreiteten.

Überhaupt war dieser Blaue Salon gut und teuer eingerichtet. Den Namen blau trug er allerdings zu Unrecht. Die Möbel waren aus altem Mahagoniholz, und den Namen Blauer Salon hatte der Raum von einem von Lord Parsons Vorfahren bekommen und ihn bis jetzt behalten.

Lord Parson besaß ein riesiges Gut. Er hatte das Land aufgeteilt, es verpachtet und lebte von dem Geld sehr gut. Außerdem besaß er noch eine Whiskybrennerei und ein großes Waldstück in Sussex. Das wollte er bald an ein Industrieunternehmen verkaufen, pokerte aber noch um die Höhe des Preises.

»Lassen Sie uns noch einen Schluck trinken«, sagte der Lord. »Der Abend ist noch lang.«

Spencer Harris lachte. »Das ist eine Idee. Dieser Champagner aus

Frankreich, vorzüglich, würde ich sagen. Ich habe zwar nicht viel für die Franzosen übrig, aber von Champagner verstehen sie was.«

Harris lachte laut. Er war der Typ eines Neureichen. Nach dem Krieg kometenhaft hochgestiegen, hatte er sich in die Stahl-und Autoindustrie eingekauft. Wer ihn allerdings ansah, hielt ihn eher für einen kleinen Angestellten. Schmales Gesicht, schüttere Haare und eine dicke Hornbrille. Nur die laute Stimme paßte nicht zu ihm, und sein Lachen, das oft schon störend wirkte.

Ganz das Gegenteil war Lord Parson. Steif, überkorrekt. Der blasierte Gesichtsausdruck schien ihm angeboren zu sein. Jedesmal, wenn er etwas erzählte, hoben sich die Augenbrauen der Stirn entgegen, über der schütteres fahlblondes Haar wuchs. Es war immer streng gescheitelt, und der Hausfriseur sorgte dafür, daß auch nicht eine Strähne die Ohren berührte.

Wenn der Lord sprach, so tat er dies immer mit einem etwas nasalen Tonfall.

Darüber hatten sich sogar schon seine Kollegen im Oberhaus aufgeregt.

»Lassen Sie uns trinken«, sagte Harris. »Wer weiß, wie lange wir uns dies alles noch leisten können. Die goldenen Zeiten sind endgültig vorbei.«

»Aber Spencer, du kannst einem ja direkt Angst einjagen«, sagte Gladys Harris' bessere Hälfte. »Wenn man dich so reden hört, meinte man, wir landen bald im Armenhaus.«

Harris trank sein Glas leer. Dann nickte er ein paarmal. »Wir sind auch bald im Armenhaus, meine liebe Gladys. Ich habe schon überlegt, ob ich nicht verkaufe und mich dann in die Schweiz absetze.«

»Sie wollen England verlassen?« fragte Lady Parson.

»Nein, das kommt gar nicht in Frage«, mischte sich Gladys Harris ein. »Wir bleiben hier.«

Mrs. Harris war eine sehr resolute Frau. Sie wußte, wie man das Leben anpacken mußte. Sie sah für ihre fünfundvierzig Jahre noch gut aus.

Das dunkle Haar hatte sie im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden, was ihrem runden Gesicht allerdings eine sehr reizvolle Note gab. Ihre Figur war zwar nicht mehr die eines jungen Mädchens, aber immer noch recht ansehnlich. Gladys Harris hatte freundliche Augen und zwei Grübchen am Kinn. Sie war meistens gut gelaunt.

Der Butler kam. Auf seinen beiden Händen balancierte er den Sektkübel. Der Hals einer Flasche schaute hervor.

»Nachschub!« rief Spencer Harris mit seiner Polterstimme. »Sie werden mir immer sympathischer, mein lieber Lord.«

Lord Parson lächelte gequält und blickte zu seiner Frau, die ebenfalls gute Miene zum bösen Spiel machte. Immer wenn Harris etwas getrunken hatte, kam seine Mentalität durch. ›Dann merkt man, woher diese Person kommt‹, pflegte die Lady bei solchen Gelegenheiten ihrem Gatten zuzuflüstern. Daß sie selbst auch nicht gerade die glücklichste Figur machte, übersah sie großzügigerweise.

Der Butler schenkte die Gläser voll.

Perlend stiegen die Gasbläschen der Oberfläche des Champagners entgegen.

Der Butler verzog sich schweigend, nicht ohne sich an der Tür noch einmal zu verbeugen.

Lord Parson stand auf und hob sein Glas. »Noch einmal möchte ich auf das Wohl unserer beiden lieben Gäste trinken«, sagte er und bemühte sich um ein freundliches Gesicht. »Cheerio, dann.«

Die vier tranken. Spencer Harris war schon in Form. Er leerte sein Glas in einem Zug und wischte sich dann über die Lippen, wobei er noch dumm lachte.

»Dieser Mann ist unmöglich«, flüsterte Lady Parson ihrem Gatten zu.

»Wem sagst du das.«

»Eigentlich könnte ich jetzt ein Tänzchen wagen«, rief Spencer Harris. Er zog sich sein Smokingjackett glatt und wollte auf Lady Parson zugehen, doch Gladys Harris hielt ihren Mann zurück.

»Bitte, Spencer. Für uns wird es Zeit.«

Lord und Lady Parson atmeten innerlich auf. Und wieder einmal geschah das, worüber sie sich schon oft gewundert hatten. Spencer Harris tat das, was seine Frau sagte.

Mit gezieltem Schwung warf er seine Zigarre in den Aschenbecher.

Der Butler – aufmerksam wie immer – hatte schon die Mäntel bereit gehalten.

Er half zuerst Mrs. Harris und dann ihrem Gatten in den Mantel.

Der Privatchauffeur hatte die Harris hergefahren. Der Mann wartete draußen im Wagen.

Lady und Lord Parson brachten ihre Gäste noch bis zur Tür. Dort verabschiedeten sie sich dann.

Es fielen die üblichen Worte. Wie sehr man sich gefreut habe und so weiter…

Als Harris’ schwerer Mercedes 600 anfuhr, atmeten Lady und Lord Parson auf. Dieser Abend war wieder einmal überstanden. Sie ahnten allerdings noch nicht, daß das Schicksal in dieser Nacht noch eine besondere Überraschung für sie bereit hielt.

»Sie können aufräumen«, wies Lord Parson den Butler an, um dann seiner Frau in die oberen Räume zu folgen, wo die Privatgemächer der Adeligen lagen.

Auch Lady Parson hatte ziemlich viel getrunken, dennoch hielt sie

sich gerade. Außerdem bereitete ihr das Verschwinden ihres Sohnes große Sorgen.

»Du mußt mal mit Ritchie sprechen, Averell«, sagte sie zu ihrem Mann. »So geht das einfach nicht weiter.«

Lady Parson stand auf dem breiten Gang mit der Ahnengalerie an der Wand. Nachdenklich betrachtete sie das Bild ihres verstorbenen Schwiegervaters.

»Und was soll ich ihm deiner Meinung nach sagen?« fragte der Lord. »Ich habe doch alles getan. Wir haben es mit Güte und Strenge versucht. Ritchie hat einen Hauslehrer bekommen, er hat seine Freiheiten, er braucht keine Not zu leiden. Ich weiß auch nicht, was du willst. Und ich weiß vor allen Dingen nicht, auf wen der Junge herauskommt. Du bist nicht so und ich auch nicht.«

Lord Parson stand am Fenster. Sein Blick verlor sich in der Dunkelheit. An der Rückseite des Gutshauses brannte keine Laterne. Der große Park wirkte wie in schwarze Watte getaucht.

Dorothy Parson legte ihrem Mann die Hand auf die Schulter. Mit leiser Stimme sagte sie: »Ich möchte, daß du mir mal einen Moment lang zuhörst, Averell.«

Der Lord wandte sich um. Erstaunt hob er die Augenbrauen. Selten hatte er seine Gattin so ernst gesehen.

»Was gibt es denn?«

»Ich möchte dir ein Geständnis machen, Averell.«

Der Lord erlaubte sich ein Lächeln. »Nach soviel Jahren Ehe. Wie schön.«

»Bitte sei nicht albern, und nimm es nicht auf die leichte Schulter. Du hast mich vorhin gefragt, von wem das Kind seine schlechten Eigenschaften hat. Von dir bestimmt nicht, Averell.«

»Wieso bist du dir da so sicher?« erkundigte sich der Lord. Er lächelte noch immer.

Allerdings nicht mehr, als er die Antwort hörte. Lady Parson sagte mit fester Stimme: »Du bist nicht Ritchies Vater, Averell!«

***

Ritchie Parson sah auf den Leichnam des alten Mannes. Er empfand kein Bedauern, nicht der kleinste Funken von Gefühl steckte in seinem Innern.

Ritchie war mit seinen zwölf Jahren abgebrühter als mancher Erwachsene.

Die Mordwaffe hielt er noch immer in der rechten Hand. Blicklos starrte er auf die Klinge. Er hatte sie schon gesäubert. Mit einer schrecklich anmutenden Routine.

Es gab keine Zeugen für den grausamen Mord. Aber Ritchie wäre es auch egal gewesen. Er hatte dieses schreckliche Verbrechen einfach

begehen müssen.
Satan verlangte es von ihm!
Der alte Fatty lag in einer Ecke der Hütte. Sein Rücken berührte die rauhe Bohlenwand, der Körper war etwas zur Seite geneigt, die Beine ausgestreckt. Starr und blicklos waren seine Augen. Wie eingemeißelt lag auf seinem Gesicht noch immer das Entsetzen, das er in den letzten Sekunden seines Lebens gespürt hatte.
Das Feuer im Kamin war fast heruntergebrannt. Spärlich nur zuckten die Flammen noch über die letzten Holzscheite. Sie schafften es nicht mehr, die Hütte auszuleuchten.
Ritchie Parson mußte sich beeilen. Er war noch längst nicht fertig. Er wollte auf keinen Fall Spuren hinterlassen. Ritchie steckte das Messer weg, bückte sich und faßte den Leichnam unter beide Achselhöhlen.
Der Alte war nicht sehr schwer, aber es war doch erstaunlich, mit welch einer Kraft der Junge die Leiche zum Kamin schleifte. Dicht davor ließ er sie liegen. Er fand in der Ecke einige Holzscheite, nahm drei davon und warf sie in das Feuer.
Augenblicklich fanden die Flammen wieder neue Nahrung. Sie wurden größer und züngelten in die Höhe.
Der rote Schein tanzte über das Gesicht des zwölfjährigen Mörders.
Dann machte sich Ritchie auf die Suche nach einem Lappen. Er wollte ihn anstecken und damit das trockene Holz der Möbel anzünden. Er tat dies alles mit der kalten Überlegung eines Profikillers.
Und das mit zwölf Jahren.
Unbegreiflich.
Aber Ritchie Parson handelte nicht aus eigener Kraft. Nein, eine andere, unbeschreiblich böse Macht steckte in ihm. Lange Zeit hatte sie sich zurückgehalten, doch nach soviel Jahren fand es der Satan an der Zeit, in Erscheinung zu treten.
Und nicht nur in der Gestalt des Jungen.
Plötzlich fuhr ein Windzug in den Kamin. Die Flammen gerieten in wirbelnde zuckende Bewegungen, tanzten nach allen Seiten und leckten schon nach Ritchies Kleidung.
Der Junge sprang hastig zurück. Dabei störte es ihn keineswegs, daß die Feuerzungen die Kleidung des Toten ansengten. Der Wind heulte stärker. Gleichzeitig ertönte ein dumpfes Poltern im Kamin. Rauch quoll hervor.
Schwefelgelb und grauschwarz.
Der Rauch verteilte sich nach allen Seiten im Raum, bekam immer mehr Nachschub und wallte der Decke entgegen.
Und dann hörte Ritchie das Lachen.
Ritchie war längst von einer Qualmwolke umgeben, von einer Wolke, die plötzlich Gestalt annahm und in deren Zentrum sich die Konturen

eines Gesichtes abzeichneten.

Eine Teufelsfratze!

Grausam war sie anzusehen.

Das Gesicht eines Ziegenbocks mit zwei Hörnern an der Stirn. Übergroß waren die Augen in der Fratze. Sie leuchteten fanatisch, und aus dem halboffenen Mund drang das scheußliche Lachen.

Die Fratze war über und über mit Fell bedeckt. Es wechselte laufend die Farbe, war mal schwarz, dann wieder scheckig.

Ritchie war bis zur Tür zurückgewichen. Er hatte keine Angst, denn er wußte, wer dort vor ihm stand, aber ein ungutes Gefühl konnte er doch nicht verleugnen.

Satan war gekommen!

Die Fratze begann zu sprechen. Während der Worte wurde sie immer wieder von nach Schwefel riechenden Rauchschwaden umtanzt.

»Du hast deine Sache gut gemacht, mein Sohn! Ich bin stolz auf dich. Die erste Probe hast du bestanden. Doch es warten drei weitere Aufgaben auf dich. Noch in dieser Nacht wirst du deinen Ziehvater umbringen. Geh jetzt nach Hause und tu das, was ich verlangt habe!«

Wieder das grollende Gelächter. Der Wind heulte noch einmal auf, wirbelte die Rauchwolken durcheinander und blies sie dann auf den Kamin zu, wo sie in einer langen Fahne verschwanden.

Von einer Sekunde zur anderen war von dem unheimlichen Spuk nichts mehr zu sehen.

Ritchie war wieder allein.

Aber er hatte einen Auftrag erhalten. Noch in dieser Nacht sollte er seinen zweiten Mord begehen.

Ritchie Parson war entschlossen, dies zu tun.

Hastig verließ er die Hütte.

Der Sturm hatte nachgelassen. Windstille empfing den Jungen. Der Mond verschwand hin und wieder hinter Wolkenbänken, deren faserige Rände silbrig schimmerten.

Ritchie umklammerte das Messer. Als er einige Schritte gelaufen war, gab es hinter ihm plötzlich einen berstenden Knall.

Ritchie wandte sich um. Wie in Zeitlupe flog die Hütte auseinander. Dabei stand sie in hellen Flammen. Glühende Holzteile flogen nach allen Seiten, zischten raketenartig in den nahen Wald.

Ritchie lief schneller. Er wollte nicht noch von einem der Hölzteile getroffen werden.

Der Kinddämon fieberte schon seinem zweiten Mord entgegen…

***

Lord Parson erwiderte erst einmal nichts. Er sah seine Frau nur an, die seinem Blick unbeteiligt standhielt.

Still war es zwischen den Eheleuten. Von unten vernahmen sie die

Stimmen des Butlers und dem Dienstmädchen. Der Butler gab dem Girl einige Anweisungen.

»Du sagst ja nichts«, meinte Lady Parson mit leiser Stimme.

»Bitte, Dorothy, mach nicht diese Scherze mit mir. Dafür habe ich keinen Humor.«

»Es sind keine Scherze.« Lady Parson bewegte beim Sprechen kaum die Lippen.

Der Lord drehte sich langsam um und blickte wieder aus dem Fenster. Er war beherrscht wie immer. Und das regte seine Frau so auf. Dieser Mann erinnerte sie an eine Kühltruhe. Kalt wie Eis wirkte er. Gefühle hatte sie bei ihm so gut wie gar keine feststellen können. Sie war in den Jahren der Ehe immer frustrierter geworden und hatte sich nun gerächt.

Auf ihre Weise.

»Wenn du mich schon vor die Tatsache stellst, meine liebe Dorothy, dann erwarte ich von dir auch eine Erklärung«, sagte der Lord mit ruhiger Stimme. Daß er ebenfalls innerlich aufgeregt war, konnte Lady Parson nur an seinen Händen erkennen, die unmerklich zitterten.

»Die kannst du haben, Averell.«

»Dann bitte.«

»Es war vor dreizehn Jahren, da habe ich dich zum erstenmal betrogen«, begann Lady Parson, und es tat ihr gut, als sie sah, wie ihr Mann zusammenzuckte. »Es geschah auf einem Maskenball. Du wirst dich sicher erinnern. Wir waren damals in Paris. Ein Freund hatte uns eingeladen und auch diesen Ball arrangiert. Die Pariser Gesellschaft war geladen, und während du dich mal wieder um Geschäfte gekümmert hast, habe ich einen Mann kennengelernt. Er trug das Kostüm eines Teufels. Erinnerst du dich, Averell?«

»Nein.«

»Ich aber um so besser. Wir tanzten eine Stunde lang miteinander. Dieser Mann war ein Traum. Er machte mir Komplimente, die ich sonst nur in Liebesromanen gelesen habe, und sie gingen bei mir runter wie Öl. Es war ganz selbstverständlich, daß er mich in den Garten bat. Es gab ja dort das kleine Teehaus, wie es dein Freund selbst getauft hatte. Es stand ziemlich versteckt in dem großen Park, war aber für unser Vorhaben besonders günstig. Ich habe mich nicht einmal geziert, als mich der Mann, von dem ich noch nicht den Namen wußte, in das Haus geleitete. Willst du noch mehr hören, Averell?«

»Ja.«

»Also gut. Wie gesagt, wir gingen in das Haus. Der Mann schloß ab. Der Sekt stand schon kalt. Und es gab dort ein riesiges Bett. Rund und mit einer dunkelroten Decke bezogen. Wir tranken, tanzten, küßten uns und das andere kam automatisch. Ich fand mich plötzlich auf dem

Bett und in den Armen des fremden Mannes wieder. Oh, es war wie ein Rausch, der uns beide gepackt hielt und forttrug. Irgendwann kam ich dann wieder zu mir. Der Mann stand neben dem Bett. Endlich kam ich dazu, nach seinem Namen zu fragen. Er hatte auch während der ganzen Zeit seine Maske nicht abgenommen und meinte plötzlich, daß er sich gar nicht maskiert habe, daß er tatsächlich der Satan sei. Ich lachte ihn aus, doch er sagte mir, daß ich in neun Monaten ein Kind zur Welt bringen würde und daß dieses Kind dem Satan gehöre. Dann verschwand er. Von einem Augenblick zum anderen. Er löste sich kurzerhand in Luft auf. Ich habe mich angezogen und bin wieder zu den anderen Gasten zurückgegangen. Du, Averell, hast meine Abwesenheit gar nicht bemerkt.« Lady Parson lachte. »Das ist also meine Geschichte.«

Der Lord blieb weiterhin beherrscht. Nur seine Haltung straffte sich. Er nickte und meinte dann »Nun weiß ich, wo ich dran bin, Dorothy.«

»Wieso?« fragte seine Frau. »Mehr sagst du zu diesem Thema nicht?«

»Weitere Worte waren überflüssig.«

»Dann findest du dich also damit ab.«

»Soll ich dir eine Szene machen? Was wurde es nutzen? Wir müssen uns eben mit den Tatsachen abfinden, oder vielmehr ich muß mich damit abfinden. Aber was hattest du denn nach diesem Geständnis erwartet?«

»Ich hatte mit einer Scheidung gerechnet.«

»Nein. Das käme in unserer gesellschaftlichen Stellung nicht in Frage. Wir werden uns arrangieren müssen. Das heißt, wir haben es ja schon getan. Wir werden so weiterleben wie bisher, und ich werde Ritchie auch weiterhin als meinen Sohn anerkennen. Den Triumph eines Skandals gönne ich dir nicht, Dorothy. Meine Position zu dir habe ich genau abgesteckt Sonst noch etwas?«

In Lady Parson war bei den Worten ihres Mannes die heiße Wut hochgestiegen. Sie hatte einen roten Kopf bekommen und die Hände zu Fausten geballt.

»Ja, das habe ich geahnt, daß du so reagieren wurdest. Weißt du was, du widerst mich an. Du bist eine Memme, ein Feigling. Du bist…«

»Dorothy, ich bitte dich. Maßige dich. Was soll das Personal denn denken.«

»Das ist mir jetzt völlig egal!« Tranen glitzerten in den Augen der Frau. Sie hatte völlig die Beherrschung verloren, und Lord Parson tat etwas für ihn völlig Ungewöhnliches.

Er schlug seiner Frau ins Gesicht.

Das Schreien verstummte. Staunen breitete sich auf dem Antlitz der Frau aus. Aus großen verweinten Augen blickte sie ihren Mann an.

»Entschuldige«, sagte Lord Parson, »aber es mußte leider sein. Und

nun geh zu Bett.«

Lady Parson wollte etwas erwidern, doch im gleichen Augenblick wurde unten in der Halle die Tür geöffnet. Dann hörten die beiden die Stimme ihres Sohnes. Er sprach mit James, dem Butler.

»Ja, Ihre Eltern sind oben, Sir«, sagte James.

Schritte.

Ritchie kam langsam die Treppe hoch. Noch eine Kehre, und er tauchte im Blickfeld seiner Eltern auf.

Lord Parson erwartete ihn mit auf dem Rücken gefalteten Händen. Lady Parson stand hinter ihrem Mann.

Zwei Stufen vor seinem Vater blieb Ritchie stehen. Er mußte den Kopf in den Nacken legen, um dem Lord ins Gesicht blicken zu können. Im Licht der Wandlampen waren deutlich die hektischen roten Flecken auf seinen Wangen zu erkennen.

Der Lord blickte auf die Uhr. »Es ist Mitternacht durch, mein Lieber. Darf ich fragen, wo du dich herumgetrieben hast?«

»Das darfst du nicht.«

Der Lord schluckte. Plötzlich wurde seine Stimme gefährlich leise. »Und ich will, daß du mir jetzt sagst, wo du gewesen bist. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß du nachts noch irgend etwas draußen zu erledigen hast. Deine Mutter und ich haben uns Sorgen gemacht.«

Stumm schüttelte Ritchie den Kopf. Er hatte den Reißverschluß seiner Windjacke aufgezogen. Die rechte Hand lag auf dem kunstvoll gedrechselten Handlauf des Treppengeländers.

»Ich werde dir nichts sagen. Es geht dich nämlich nichts an!« zischte der Junge. »Und jetzt laß mich vorbei.«

Der Lord blieb hartnäckig. »Erst will ich wissen, wo du dich herumgetrieben hast. Ich habe ein Recht darauf!«

Da mischte sich Lady Parson in das Streitgespräch ein. »Nun laß ihn doch, Averell. Wenn er nicht will, dann darfst du ihn auch nicht zwingen.«

Der Lord wandte kurz den Kopf. »Ja, ich weiß, du hast schon immer zu ihm gehalten.« Einige Sekunden überlegte er noch, dann gab er den Weg frei.

Der Junge lächelte falsch. Gelassen ging er an seinem ›Vater‹ vorbei.

Der Lord würdigte ihn keines Blickes, sah an Ritchie vorbei.

»Wir reden morgen noch darüber«, meinte er. »Ich werde mir eine Strafe ausdenken, die deiner Tat angemessen ist.«

»Was sind das denn für Worte«, rief Lady Parson. »Du tust ja gerade so, als wäre Ritchie ein Angeklagter.«

Der Lord gab keine Antwort. Nur seine Gesichtsmuskeln zuckten, und die beiden Falten, die von den Nasenflügeln zum Kinn liefen, hatten sich noch verstärkt.

Ritchie war an seinem ›Vater‹ vorbeigegangen. Lord Parson stand auf der drittletzten Stufe, Ritchie hatte die Treppe bereits überwunden.

Doch nach der letzten Stufe drehte er sich plötzlich um. Ein Griff unter die Jacke, und das schwere feststehende Messer funkelte in seiner Rechten.

Grausam war das Gesicht verzerrt. Eine Fratze aus reiner Mordlust.

Lady Parson stand schreckensstarr daneben. Sie war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Dabei sah sie genau, wie ihr Sohn langsam die Hand mit dem Messer hob, um seinen ›Vater‹ die Klinge in den Rücken zu stoßen…

***

Was Lord Parson eigentlich gewarnt hatte, wußte er später auch nicht genau zu sagen. Wahrscheinlich war es der heftige Atemzug, der plötzlich seinen Nacken streifte.

Lord Parson fuhr herum.

Dicht vor seinem Gesicht blitzte der tödliche Stahl. Dahinter leuchteten Ritchies Augen in fanatischem Haß.

Lord Parson reagierte blitzschnell und getragen vom instinktiven Überlebenswillen. Sein linker angewinkelter Arm fuhr hoch. Das Handgelenk traf den Messerarm noch in der Stoßbewegung.

Ritchie Parson stöhnte auf. Er wurde gegen die Wand gedrückt und hatte auch Schwierigkeiten, das Gleichgewicht zu halten.

Der Lord setzte augenblicklich nach. Er war nicht mehr zu halten. Jahrelang aufgespeicherter Haß, verborgen gewesen hinter glatter Fassade, kamen voll zum Ausbruch. Er bekam die Messerhand seines ›Sohnes‹ zu packen, drehte sie herum und schmetterte sie gegen die Wand.

Ritchie schrie.

Es war mehr ein haßerfülltes Keifen, das seinen Eltern schrill in den Ohren gellte.

»Laß das Messer fallen!« fuhr der Lord seinen ›Sohn‹ an. »Oder es geschieht ein Unglück!«

Ritchie dachte gar nicht daran. Er wollte unter allen Umständen seinen Auftrag ausführen und stemmte sich gegen Lord Parsons Griff.

»Die Hand soll dir abfallen, du Satan!« keuchte der Lord. »Wer seine Hand gegen die Eltern erhebt…«

Ein höhnisches Lachen ließ ihn innehalten. Ritchie hatte es ausgestoßen. »Du bist nicht mein Vater!« schrie er. »Du nicht. Ich werde dich in die…«

Da schlug Lord Parson zu. Er tat dies mit der linken Hand, und er traf Ritchie ins Gesicht, so daß der Besessene zurückgeschleudert wurde, sich jedoch wieder fangen konnte und sofort wieder auf seinen ›Vater‹ zulief.

Lady Parson hatte die Szene mit schreckensbleichem Gesicht beobachtet. Sie war unfähig, auch nur einen Laut von sich zu geben. Für sie war alles zu plötzlich gekommen. Sie konnte nicht fassen, was sie mit eigenen Augen sah.

Ritchie stürmte heran.

Den rechten Arm mit dem Messer hatte er wieder leicht angewinkelt. Er war ein Ungeübter mit der Waffe, stach zwar nach seinem Vater, doch der Lord konnte ohne große Mühe ausweichen. Einmal nur schlitzte ihm die Klinge den linken Jackettärmel auf, ritzte aber nicht die Haut.

Glück gehabt, dachte der Lord. Und dann bekam er Ritchie zu packen. Seine Arme umklammerten die Hüften des Jungen.

Ritchie begann zu kreischen, fuchtelte mit dem Messer herum, aber da hatte Lord Parson ihn schon hochgehoben und von sich geworfen.

Ritchie Parson segelte auf das Geländer zu.

Lord und Lady Parson sahen alles wie in Zeitlupe.

Ritchie versuchte sich noch am Geländer aufzustützen, hatte aber zuviel Schwung, bekam das Übergewicht und fiel mit einem markerschütternden Schrei in die Tiefe.

Lady Parson begriff zuerst. »Ritchiiieee!« schrie sie, rannte an dem wie erstarrt dastehenden Lord vorbei und dann die Stufen der Treppe hinunter.

»Ritchie! Ritchie!« Immer noch gellte ihr Schrei.

Unten in der Halle kamen der Butler und auch das Dienstmädchen angelaufen. Das Girl stimmte bald in das Geschrei der Hausherrin mit ein. Nur der Butler behielt die Nerven.

So schnell es ging, hetzte er die Stufen hoch.

Er sah Lord Parson an der Wand lehnen. Kalkweiß im Gesicht. Schweißtröpfchen bildeten sich auf seiner hohen Stirn.

»Sir«, sagte der Butler. »Ich glaube, Sie sollten sich jetzt um Ihre Frau und um Ihren Sohn kümmern.«

Lord Parson schien aus einem Tiefschlaf zu erwachen. Verwirrt schüttelte er den Kopf, sah seinen Butler an und fragte: »Was haben Sie eben gesagt?«

James wiederholte die Worte.

»Ja, natürlich. Ich werde gehen.«

Steif und den Körper gerade haltend setzte sich der Lord in Bewegung. Wie eine Marionette ging er die Stufen hinunter.

Die beiden Frauen hatten sich wieder einigermaßen beruhigt. Das Dienstmädchen war in die Küche gelaufen. Sie hatte den Anblick des Jungen nicht mehr ertragen können.

Ritchie lag direkt unter dem großen Kronleuchter. Auf dem Rücken. Sein Kopf war seltsam verdreht.

Ritchie Parson hatte sich bei dem Sturz das Genick gebrochen. Hier

konnte kein Arzt der Welt mehr helfen.
Seine Mutter kniete neben ihm. Sie hatte den Kopf erhoben, blickte ihren Mann von unten her an. In ihren Augen schimmerten Tränen, und es lag ein auch unsagbarer Vorwurf darin. Sie schluchzte nicht mehr. Ihr Mund stand halboffen. Tränen hatten die Schminke gelöst und das Gesicht zu einer makabren Fratze gemacht.
»Du bist schuld, Averell«, sagte sie mit einer Stimme, die selbst ihrem Mann fremd vorkam. »Du hast ihn auf dem Gewissen. Du hast schon lange einen Grund gesucht. Und jetzt – nach meinem Geständnis – hast du ihn gefunden. Ich verachte dich, Averell.«
»Rede keinen Unsinn«, erwiderte der Lord mit scharfer Stimme. »Er, dein Sohn, hat mich mit dem Messer angegriffen, und du hast dabei gestanden und keine Hand gerührt. Wahrscheinlich hättest du dich gefreut, wenn ich jetzt an seiner Stelle hier liegen würde. Aber der Triumph war dir nicht vergönnt.«
»Nein, leider nicht!« stieß Lady Parson zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.
Ihr Mann sagte nichts mehr. Auf dem Absatz machte er kehrt und ging zu einem der zahlreichen Telefone, die es in diesem großen Haus gab.
James, der Butler, hatte sich stillschweigend zurückgezogen. Er saß in der Küche und flößte dem Dienstmädchen Beruhigungstropfen ein.
Lord Parson kannte die Nummer des Hausarztes auswendig. Doc Rainford war beim dritten Läuten am Apparat.
»Entschuldigen Sie die späte Störung, Doktor«, sagte der Lord. »Aber es ist etwas geschehen, was Ihre Anwesenheit erfordert.«
»So reden Sie doch«, sagte der Arzt.
»Ritchie, unser – Sohn ist tödlich verunglückt. Ein schwerer Sturz, es ist nichts mehr zu machen. Ich möchte Sie auch noch bitten, den Konstabler mitzubringen. Er wohnt ja nur ein Haus neben Ihnen. Ich erwarte Sie dann.«
Der Lord legte auf.
Seine Frau kniete noch immer neben dem toten Jungen.
Lord Parson faßte nach ihrer Schulter, doch sie schüttelte seine Hand ab. »Faß mich nicht an!« fauchte sie. »Ich möchte, daß du nach oben in dein Zimmer gehst«, sagte der Lord steif. »Der Arzt und der Konstabler werden bald hier sein. Bitte, geh jetzt.«
Lady Parson erhob sich. Dicht vor ihrem Mann blieb sie stehen. »Das wirst du mir büßen, Averell. Du hast mir alles genommen, was ich noch besaß. In der Hölle sollst du dafür verflucht sein.«
Sie machte abrupt kehrt und rannte mit raschen Schritten die gewundene Treppe hoch.
Ihr Mann sah ihr nachdenklich hinterher.
Der Butler näherte sich lautlos. Auch sein Gesicht war blaß.

»Möchten Sie etwas trinken. Sir?«

»Ja.« Lord Parson nickte. »Einen Whisky.«

»Sehr wohl, Sir.«

Der Whisky wurde serviert. Es war ein Doppelstöckiger. Ohne Eis. Der Lord nahm das Glas, und während er in langsamen Schlucken trank, schloß er die Augen.

Es war auch für ihn schwer zu verkraften, was ihm seine Frau gesagt. Und seltsam, er empfand nicht einmal Bedauern, wenn er sich die Leiche des Jungen ansah.

Es war ja nicht sein Kind. Wie hatte Dorothy noch gesagt? Ein Kind des Teufels. Vom Satan gezeugt. Grauenhaft, diese Vorstellung.

Der Lord stellte das leere Glas weg. Der Teppich dämpfte seine Schritte, als er auf den Toten zuging.

Ritchie hielt noch immer das Messer umklammert. Lord Parson überlegte einen Augenblick, dann wollte er ihm das Messer aus der Hand nehmen.

Es war unmöglich.

Die starren Finger hielten den Knauf der Waffe fest, als seien sie aus Stahl. So sehr sich der Lord auch anstrengte, er konnte die Finger nicht auseinanderbiegen.

Es schien, als wolle der tote Junge seine Mordwaffe noch mit ins Grab nehmen.

Wieso ihm plötzlich das alte Sprichwort einfiel, konnte der Lord nicht sagen. Irgendwo hatte er mal gelesen, daß derjenige, der seine Hand gegen die eigenen Eltern erhebt, im Grab keine Ruhe finden würde. Die Hand würde immer aus dem Grab herauswachsen.

Dem Lord lief eine Gänsehaut über den Rücken, aber der richtige Schock traf ihn wenige Sekunden später.

Die Hand mit dem Messer veränderte sich.

Die Haut wurde spröde, nahm eine andere Farbe an. Fleckige, grauweiße Streifen bildeten sich, und die Haut sah plötzlich aus wie dunkles Leder.

Der Lord schluckte. Unwillkürlich ging er einige Schritte zurück. »Aber – aber das ist doch nicht möglich«, flüsterte er. »Ich – ich bin doch nicht verrückt.«

Er schloß die Augen, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb.

Die rechte Hand des Toten war pechschwarz geworden!

Die Gedanken des Lord fuhren in seinem Gehirn Karussell. Er wußte nicht mehr, was er denken sollte. Dieses für ihn unbegreifliche Phänomen konnte er sich nicht erklären. Und was sollte er dem Arzt und dem Konstabler sagen?

Das Brummen eines Automotors ließ seine Gedanken stocken. Dann klappte eine Wagentür.

Es läutete. Der wohltönende Gong schwang durch die unteren

Räume.
Butler James wollte öffnen, doch der Lord schnitt ihm den Weg ab. »Lassen Sie nur, James, das mache ich schon.«
Als erster betrat der Arzt das Gutshaus. Er hielt eine Tasche in der Hand, trug einen beigefarbenen Mantel und darunter einen dunkelbraunen Anzug. Eine Krawatte hatte er sich in der Eile nicht mehr umgebunden.
»Sir!« Der Konstabler tippte an seine Uniformmütze. Er hatte den Doc vorgehen lassen.
Beide Männer waren etwa im gleichen Alter. Mitte fünfzig, und vom Aussehen her unscheinbare durchschnittliche Typen.
Doc Rainford setzte sich seine Brille auf. James nahm ihm den Mantel ab.
»Was ist nun eigentlich geschehen?« wandte er sich an Lord Parson, den Hausherrn.
»Das werden Sie gleich sehen, Doc. Kommen Sie bitte. Und auch Sie, Konstabler.«
Die drei Männer betraten die große Halle. Das Mobiliar stand an den Wänden, so daß die Mitte frei war und die Leiche sofort im Blickfeld lag.
»Ja, Ritchie«, flüsterte der Doc. »Mein Gott, er war doch noch so jung.« Plötzlich stutzte der Arzt. »Was ist denn mit seiner rechten Hand los? Und dann das Messer!« Er wandte sich um. »Sir, was hat das zu bedeuten?«
Lord Parson atmete tief ein. »Das wollte ich Ihnen und dem Konstabler ja gerade erklären.«
Doc Rainford nickte. »Einen Moment noch.« Er kniete sich neben dem Toten nieder und untersuchte ihn flüchtig. »Ja«, sagte er beim Aufstehen, »da ist wirklich nichts mehr zu machen. Ritchie hat sich das Genick gebrochen.«
»Ist er gestürzt?« fragte der Konstabler.
Der Lord deutete zur Galerie hoch. »Von dort oben.«
»Das sind fast fünf Yards«, meinte der Polizist. »Ist er von allein dort heruntergefallen?«
»Nein, Konstabler, es hat einen Kampf gegeben!«
Der Polizist fuhr herum. Ungläubig sah er den Lord an. Unter seiner blassen, mit Sommersprossen übersäten Haut, waren deutlich die roten Äderchen zu sehen.
»Ich will es Ihnen erklären, Gentlemen«, sagte Lord Parson. »Mein Sohn hat mich mit dem Messer angegriffen. Ich mußte mich wehren, und da ist es eben passiert.«
»Aber ich – ich verstehe nicht.« Doc Rainford schüttelte den Kopf. »Die Hand, wieso ist die plötzlich schwarz geworden? Wie bei einem Tier. Haben Sie eine Erklärung, Sir?«

»Nein.«
Der Konstabler hob bedauernd die Schultern. »Also, so leid es mir tut, aber ich muß diesen Fall weitermelden. Ich schätze, dafür werden sich noch andere Leute interessieren.«
»Sie glauben mir wohl nicht?« fragte der Lord scharf.
»Doch, Sir, aber…«
»Kein aber, Konstabler. Ich habe Sie ja nicht ohne Grund hergebeten. Und zwar hatte ich mir folgendes vorgestellt. Wir lassen den ganzen Fall auf sich beruhen. Ritchie ist tot, es macht ihn niemand mehr lebendig. Und ehe wir noch im Dorf Staub aufwirbeln und die Leute verrückt machen, werde ich bekanntgeben, daß Ritchie einem tragischen Unglücksfall zum Opfer gefallen ist. Was im übrigen auch stimmt. Nur möchte ich keinen Wirbel. Sie wissen, mein Name hat Gewicht. Ich habe Beziehungen bis in die höchsten Kreise. Und es braucht auch Ihr Schaden nicht zu sein, meine Herren.«
Der Konstabler strich sich nachdenklich über sein bartloses Kinn. »Was meinen Sie, Doc?« wandte er sich an den Arzt.
Doc Rainford hob die Schultern. »Mir ist das gleich, mein Lieber. Ich bin nur hier, um den Totenschein auszustellen, und ich habe keinen Grund, an den Worten des Lords zu zweifeln.«
»Außerdem habe ich eine Zeugin«, sagte Lord Parson. »Meine Frau. Sie hat sich allerdings im Moment auf ihr Zimmer zurückgezogen. Sie ist verständlicherweise sehr durcheinander.«
Der Arzt und der Konstabler nickten.
»Und wie steht es mit dem Diener?« fragte der Konstabler. »Was hat er gesehen?«
»Ich werde ihn rufen.« Der Lord ging bis zur Tür. »James?«
»Sir?«
»Bitte kommen Sie!«
Abwartend blieb der Butler wenige Sekunden später vor den Männern stehen.
Lord Person lächelte. »Der Konstabler hat einige Fragen an Sie, James.«
Der Butler nickte. Es war mehr ein Verneigen. Und er wußte, was er seinem Brötchengeber schuldig war. Er sagte alles, und auch wieder gar nichts, bestätigte nur Lord Parsons hin und wieder geschickt gestellten Zwischenfragen.
Nach fünf Minuten konnte der Butler wieder gehen.
»Dann wäre ja zwischen uns alles klar«, meinte Lord Parson.
Doc Rainford und der Konstabler nickten.
Der Arzt reichte Lord Parson noch die Hand. »Ich leite dann alles für die Beerdigung in die Wege«, sagte er. »Sie werden keinen Ärger bekommen.«
Der Konstabler war einverstanden. Der Lord war eben noch eine

wichtige Persönlichkeit in dieser Gegend.

»Ich danke Ihnen sehr, meine Herren«, sagte er zum Abschied. »Und – wenn Sie mal etwas haben, Sie können immer auf mich rechnen…«

***

Drei Tage später fand die Beerdigung statt.

Doc Rainford und der Konstabler hatten über die wahren Zusammenhänge geschwiegen. Die Version von einem Unglücksfall hatte im Ort die Runde gemacht, und der Lord tat alles, was in seinen Kräften stand, um diese Behauptung auch zu untermauern.

Einfache Menschen hatten ihn angesprochen und ihr Beileid ausgedrückt. Lord Parson hatte die Kondolenzbezeugungen mit steinerner Miene entgegengenommen und kaum einen Ton gesagt. Er hatte bei manchen Menschen auch eine gewisse Schadensfreude herausgehört. So in der Art: zum Glück trifft es nicht nur die Armen, sondern auch die Leute mit Geld. Aber das hatte den Lord nicht weiter gestört.

Nur seine Frau bereitete ihm Sorgen. Sie hatte in den vergangenen drei Tagen nicht mit ihm gesprochen, sie war ihm bewußt aus dem Weg gegangen und hatte auch auf seine Fragen kaum reagiert. Höchstens mal mit einem Schulterzucken.

Und noch etwas war sehr seltsam gewesen. Lady Parson hatte darauf bestanden, daß der offene Sarg mit ihrem Sohn zu ihr ins Zimmer gestellt wurde.

Während der Nacht hatte Dorothy Parson dann die Totenwache gehalten. Neben dem Sarg, an dessen Kopfende zwei brennende Kerzen standen.

Jetzt allerdings stand der Sarg in der kleinen Leichenhalle.

Geschlossen!

Der Lord hatte darauf bestanden. Niemand sollte den Toten sehen. Die schwarze Hand mußte vor den Augen der Menschen verborgen bleiben.

Um fünfzehn Uhr sollte die Beerdigung stattfinden. Schon seit Stunden regnete es. Ein unangenehmer Nieselregen, der im Laufe der Zeit durch die Kleidung drang und die Trauergäste frösteln ließ.

Vor der Leichenhalle drängten sich die Menschen. Fast alle Bewohner des Dorfes wollten an der Beerdigung teilnehmen. Die Flügeltür der Halle war noch geschlossen. Über ihr brannte eine kleine Laterne, die milchig gelbes Licht verstreute.

Der Himmel war eine einzige graue Masse. Es hatte fast den Anschein, als würden die tiefhängenden Wolken die Spitzen der Bäume berühren, deren weit ausladenden Äste sich wie beschützend über die einzelnen Gräber legten.

Es war von der Anlage her ein schöner Friedhof. Es gab keine langen

Grabreihen wie bei den modernen Totenäckern in den Großstädten. Nein, hier war noch alles in einem individuellen Stil gehalten.

Die Gräber lagen verstreut. Wuchtige Grabsteine hatten schon Jahrhunderte überlebt. Die Wege waren ziemlich breit und wirkten sehr gepflegt. Kies verhinderte, daß sie bei Regen zu Matschbahnen wurden.

Links und rechts der kleinen Leichenhalle mit den Rundfenstern standen zwei Trauerweiden. Ihre nach unten gebogenen Zweige wirkten wie riesige Schirme.

Noch eine Viertelstunde dauerte es bis zum Beginn der Trauerfeier. Immer häufiger blickten die Dorfbewohner zur Uhr. Der Lord und seine Frau waren noch nicht erschienen.

Das schmiedeeiserne Tor des Friedhofs stand weit offen. Dahinter führte eine schmale Straße zum Dorf. Die Hausdächer verschwammen im Dunst. Sogar der Kirchturm war nicht klar zu erkennen.

Endlich kamen die Parsons.

Die lange Schnauze des silbermetallicfarbenen Rolls Royce schob sich durch das Tor. James, der Butler, saß hinter dem Lenkrad. Lord und Lady Parson im Fond des Wagens.

Schweigend bildeten die Menschen eine Gasse.

Der Motor des Wagens war kaum zu hören. Nur der Kies knirschte unter den breiten Reifen.

Sanft wurde der Rolls gebremst.

James stieg aus, öffnete einen breiten dunklen Regenschirm und half Lady Parson beim Verlassen des Wagens.

Die Lady war ganz in Schwarz gekleidet. Der eingefärbte teure Nerzmantel reichte bis über die Knie. Der ebenfalls dunkle Hut besaß einen Schleier, der das Gesicht verdeckte.

Die Lady wartete nicht auf ihren Mann, sondern ging geradewegs auf die Leichenhalle zu, begleitet von James, dem Butler, der den Schirm über sie hielt.

Dann stieg der Lord aus.

Die Menschen grüßten und er nickte stumm zurück.

Lord Parson trug einen Zylinder, einen taillierten schwarzen Mantel und einen dunklen Schal. Handschuhe bedeckten seine schmalen Hände.

Der Pfarrer hatte die Tür der Leichenhalle inzwischen geöffnet. Er begrüßte Lady Parson, drückte ihr beide Hände und sprach ihr nochmals sein Beileid aus.

Lady Parson nickte.

Lord Parson war hinter ihr stehengeblieben, auch er nahm die Beileidswünsche des Pfarrers entgegen.

Dann betrat er nach seiner Frau die Leichenhalle.

Obwohl er sich für abgebrüht hielt, konnte er doch nicht vermeiden,

daß ihm ein Schauer über den Rücken lief, als er den Sarg auf dem kleinen Podest stehen sah.

Es war ein schwerer Eichensarg, mit schmiedeeisernen Beschlägen und Griffen. Eingerahmt war er von vier brennenden Kerzen, die das Symbol des Ewigen Lichts verdeutlichten. An den kahlen weißgrün getönten Wänden brannten noch zwei kleine Wandlampen, die jedoch kaum Helligkeit verbreiteten.

Im rechten Winkel zum Sarg standen die Bänke. Auf Wunsch des Lords war die Leichenhalle nicht geschmückt worden. Es gab weder Buchsbäume, noch kleinere Rhododendronbüsche.

Der Lord und seine Frau nahmen in der ersten Reihe Platz. Neben ihnen Doc Rainford und der Konstabler.

Stumm und mit blassen Gesichtern schoben sich die übrigen Trauergäste in die Leichenhalle. Die Menschen versuchten möglichst leise zu sein, und es herrschte eine makabre Stille.

Die Luft war kaum zu atmen. Es roch feucht und nach Mottenpulver. Zahlreiche Menschen hatten ihre alte eingemottete Trauerkleidung hervorgeholt.

Niemand weinte.

Nicht alle hatten einen Platz bekommen. Als der Pfarrer die Tür schloß, mußte etwa die Hälfte der Dorfbewohner stehen.

Dann begann die Trauerfeier.

Der Geistliche hielt eine Rede. Er sprach über die Jugend des Toten, und daß es eine Fügung Gottes gewesen wäre, der dieses junge Leben zu sich in sein Reich genommen habe.

Lord Parson hörte gar nicht hin.

Aus den Augenwinkeln beobachtete er seine Frau, die steif auf der Stuhlkante saß. Der Lord konnte einen schrägen Blick hinter den Schleier ergattern, und er sah, daß das Gesicht seiner Frau verzerrt war.

Dem Lord schauderte.

Welche Gedanken mochten in ihrem Hirn toben?

Avereil Parson wünschte sich, daß alles schon vorbei wäre, doch der Pfarrer bewies Ausdauer und zog die Trauerfeier fast eine Stunde lang hin.

Dann endlich kamen die Sargträger.

Es waren vier kräftige Männer aus dem Dorf. Gemeinsam hoben sie den Sarg an.

Langsam setzten sie sich in Bewegung. Der Sarg sollte bis zur Gruft getragen werden, so war es ausgemacht.

Der Lord und seine Gattin standen ebenfalls auf. Averell Parson wollte seiner Frau den Arm reichen, doch sie wehrte ab. Ließ es jedoch geschehen, daß der Butler an ihrer rechten Seite ging und den Schirm aufspannte.

Hinter Lord und Lady Parson formierten sich die Trauergäste. Füße scharrten, Worte wurden geflüstert. Alles war so unwirklich, und Lord Parson hatte das Gefühl, daß ein ihm völlig Fremder im Sarg lag.

Direkt vor ihm ging der Pfarrer. Er trug jetzt einen Regenumhang, der vor Nässe glänzte.

Die Familiengruft der Parsons lag an einem kleinen Seitenweg. Sie war ziemlich groß und von einer kniehohen Mauer aus Bruchsteinen umgeben.

Hier lagen Lord Parsons Eltern. Er hatte sich innerlich dagegen gesträubt, daß der Junge in der Familiengruft beigesetzt wurde, aber um den Schein zu wahren, mußte er nachgeben.

Das Grab war schon geschaufelt worden.

Bretter verdeckten die Öffnung.

Die vier Träger entfernten die Bretter, nahmen die bereitliegenden Seile und ließen den Sarg in die Tiefe.

Schweigen.

Kaum jemand wagte zu atmen.

Nur der Regen rauschte zur Erde oder klopfte auf den straff gespannten Stoff der Schirme.

Die Sargträger verneigten sich, traten zurück und machten so dem Pfarrer Platz. Sie würden nachher noch die Kränze auf den frisch aufgeworfenen Grabhügel schichten.

Wieder hielt der Pfarrer eine Rede. Er nahm sein mit Weihwasser gefülltes Gefäß und bespritzte von oben herab den Sargdeckel.

Da erklang der Schrei!

Es war mehr ein Stöhnen, so als würde ein Mensch unter unsagbaren Schmerzen leiden.

Und das Stöhnen war aus dem Sarg gekommen.

Irritiert wandte sich der Pfarrer um. Der Arm mit dem Weihwassergefäß sank herab.

»Ich – ich… haben Sie das auch gehört?« wandte er sich an Lord und Lady Parson.

Ehe der Lord antworten konnte, sagte seine Frau: »Nein, Herr Pfarrer, ich habe nichts gehört!«

»Tja, dann…« Der Pfarrer hob die Schultern. »Dann muß ich mich wohl getäuscht haben.« Er warf noch einen scheuen Blick auf den Sarg und sah dann die Menschen an, die hinter den beiden Adeligen standen.

Auch einige von ihnen hatten den schrecklichen Laut gehört. Ratlosigkeit und Angst stand auf ihren Gesichtern geschrieben.

Der Pfarrer kam noch seiner Pflicht nach und reichte Lady Parson die Hand. Er sagte ein paar tröstende Worte, und dann war der Lord an der Reihe.

Anschließend trat Lady Parson vor, faßte nach der im Lehm

steckenden Schaufel und ließ Erde auf den Sargdeckel fallen. Es polterte dumpf, und nur Averell Parson hörte die Worte, die seine Frau sprach.

»Du wirst es ihnen zeigen, Ritchie«, flüsterte Dorothy Parson. »Ich weiß, daß dir der Teufel hilft!«

Dann drehte sie sich abrupt um, bahnte sich eine Gasse durch die Trauergäste und lief dem Ausgang des Friedhofs entgegen. Verständnislose Blicke folgten ihr.

Lord Parson stieß seinen Butler an. »Gehen Sie auch«, sagte er leise.

Der Butler verschwand.

Lord Parson blieb noch. Mit weiterhin unbewegtem Gesichtsausdruck nahm er die Beileidbekundungen entgegen. Niemand sah ihm an, daß hinter seiner Stirn die Gedanken tobten.

Nur langsam löste sich die Menschenansammlung auf. Lord Parson ging als letzter. Er hatte den Kopf gesenkt, die Lippen bildeten nur einen schmalen Strich.

Als er neben sich Schritte hörte, blieb er stehen.

Doc Rainford kam auf ihn zu. Der Arzt trug ebenfalls einen Zylinder und einen altmodischen schwarzen Mantel. Sehr ernst blickte er den Lord an.

»Haben Sie es auch gehört?« fragte er.

»Was?«

»Das Geräusch. Ich stand direkt hinter Ihnen, Sir. Es ist aus dem Sarg gekommen.«

Der Lord versuchte ein Lächeln, das allerdings sehr schnell zerfaserte. »Tut mir leid, Doc, da müssen Sie sich geirrt haben.«

Entschieden schüttelte Rainford den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht, Sir.«

Lord Parson legte dem Arzt die Hand auf die rechte Schulter. Die beiden Männer standen unter den Zweigen einer alten Trauerweide, die einen Teil des Regens abhielten.

»Es war nichts, Doc, glauben Sie mir«, sagte er mit eindringlicher Stimme. »Und nun tun Sie mir einen Gefallen, und lassen Sie mich allein.«

»Natürlich, Sir.«

Der Lord nickte dem Arzt noch einmal zu und näherte sich dann mit raschen Schritten seinem Wagen, in dessen Fond Lady Parson schon auf ihren Mann wartete.

Sie sahen beide nicht, wie sich die Lippen des Arztes bewegten und er sagte: »Das ist Teufelswerk.«

***

Die vier Sargträger hatten sich, als ihre erste Aufgabe beendet war, etwas abseits aufgehalten. Das Wetter war unfreundlich, es war

naßkalt, und da half eigentlich nur eins.

Ein Schluck aus der Flasche.

Jeder von den Männern hatte eine Taschenflasche mit Whisky eingesteckt. Der Lord hatte pro Mann zehn Pfund locker gemacht, und da konnte man sich schon einen guten Schluck erlauben.

Es war nicht der beste Whisky, und als die Beerdigung vorbei war, befand sich auch kein Tropfen mehr in den Flaschen.

»Nachschub ist nicht drin«, meinte der kräftigste der Männer. Er ging einige Schritte vor und bog ein paar Zweige zur Seite, so daß er die Gruft sehen konnte.

Er reckte den Hals und winkte seinen Kollegen. »Sie verschwinden gerade«, meinte er. »Los, wir schaufeln das Grab zu, werfen die Kränze drauf, und dann nichts als zu Willy's Inn. Den richtigen Vorgeschmack habe ich schon.«

Die anderen lachten. Sie warteten noch einige Minuten und holten dann die vier Schaufeln, die sie an einen Baumstamm gelehnt hatten. Unter den Schuhsohlen der Männer klebte der Dreck. Die billige Kleidung begann jetzt schon einzulaufen. Die Leute waren wirklich nicht zu beneiden.

Dann standen sie vor dem offenen Grab.

Sie arbeiteten schnell und routiniert. Sie hatten es eilig, in den Pub zu kommen.

Schaufel für Schaufel fiel der schwere Lehm in die Grube.

Trotz des kühlen Wetters gerieten die Männer ins Schwitzen. Bald schon dampfte ihre Kleidung, und die Flüche, die die Männer ausstießen, waren auch nicht gerade salonfähig.

Einer schleppte inzwischen die Kränze heran, obwohl der Sarg noch nicht einmal völlig mit Lehm bedeckt war.

»He, seht doch mal her«, rief der Mann.

Die anderen drei ließen die Schaufeln fallen.

»Was ist denn?«

»Hier, dieser Kranz!«

»Und?«

»Lies mal, was auf der Schleife steht.«

Die drei Arbeiter bückten sich und begannen Buchstabe für Buchstabe die Worte zu entziffern.

AUF EIN SCHNELLES WIEDERSEHEN, MEIN GELIEBTER SOHN! DEINE MUTTER!

Die vier Arbeiter sahen sich an. Schließlich meinte einer: »Wer schreibt denn so was auf eine Schleife?«

»Adelige sind eben verrückter als normale Menschen«, wurde er von seinem Kollegen belehrt.

»Trotzdem, solch ein Spruch…«

Der Mann stockte plötzlich, und auch seine Kollegen blickten sich an.

Der Reihe nach wurden sie blaß.
Jeder von ihnen hatte das gräßliche Stöhnen gehört. Und es war aus dem Grab gekommen.
Wie auf Kommando drehten die vier Männer die Köpfe, sahen über den Grabrand.
Da packte sie das Entsetzen!
Dumpf klopfte es von innen gegen den Sargdeckel. Dazu das unheimliche Ächzen und Stöhnen. Grausam anzuhören.
Im nächsten Moment splitterte das Holz.
»Ein Scheintoter!« schrie einer der Männer.
Wie gebannt starrten die vier Sargträger auf den Sarg. Langsam, unendlich langsam schob sich eine Hand aus dem zersplitterten Sarg.
Die schwarze Hand!
Plötzlich waren die Männer nicht mehr zu halten. Auf den Absätzen machten sie kehrt und rannten weg, so schnell sie ihre Füße trugen…

***

Die Stille in dem großen Gutshaus wirkte bedrückend. Sie zerrte auch an Lord Parsons Nerven, der in seinem Arbeitszimmer saß und in die tanzenden Flammen des Kaminfeuers starrte. Die Buchescheite brannten knisternd. Manchmal stoben winzige Funken der Kaminöffnung entgegen und verschwanden verglühend im langen Schacht.
Lautlos betrat der Butler den Raum. Er hatte nach der Beerdigung eigentlich frei gehabt, doch da er nicht so recht wußte, wo er hingehen sollte, war er im Haus geblieben und kam weiterhin seinen Pflichten nach.
»Haben Sie noch einen Wunsch, Sir?« fragte er mit leiser Stimme. Er hatte sich wieder umgezogen – im Gegensatz zu Lord Parson. Der Butler trug seine enge Jacke mit den beiden wie Seide glänzenden Ärmeln.
Ohne den Kopf zu drehen, erwiderte der Lord: »Ziehen Sie doch noch bitte die Vorhänge zu, James.«
»Sehr wohl, Sir.«
Das Zimmer besaß zwei hohe, fast bis zum Boden reichende Fenster. Sie endeten etwa in Kniehöhe und wurden durch eine Bank aus grünem Marmor geschmückt.
Der Butler ließ die Vorhänge aufeinander zuwehen und verließ dann ebenso leise wie er gekommen war den Raum. Lautlos schloß er die Tür hinter sich. Er wollte den Lord auch nicht mehr stören. Es war besser, wenn man ihn mit seinen Gedanken allein ließ.
An diesem Tag war es schon früh dunkel geworden. Das heißt, die Dämmerung war dabei, den Tag abzulösen. Noch immer nieselte der Regen.

Schwer und feucht stiegen die ersten Abendnebel auf und bedeckten das Land mit ihren dicken wattigen Schleiern.

Die Lady war wieder in ihrem Zimmer verschwunden. Sie hatte sich eingeschlossen. Der Lord hatte mit seiner Frau reden wollen, doch sie hatte nicht einmal reagiert.

Averell Parson fröstelte. Das Geschehen der vergangenen Tage hatte ihn vor völlig neue Probleme gestellt. Er war sich darüber im klaren, daß es nicht wieder so werden würde wie früher. Er hatte sich zwar nie besonders gut mit seiner Frau verstanden, aber jetzt war sie für ihn eine völlig Fremde geworden.

Das ganze Haus kam ihm plötzlich sehr trostlos vor. Er spielte schon mit dem Gedanken, das Gut zu verkaufen.

Das Schrillen des Telefons riß ihn aus seinen Grübeleien.

Lord Parson schreckte hoch, stand auf und ging die drei Schritte zu dem grün lackierten Apparat.

»Ja«, meldete er sich.

Der Konstabler war am anderen Ende der Leitung. »Sir«, rief er aufgeregt, »Sie – Sie müssen sofort kommen. Es ist etwas Schreckliches passiert.«

»Ja, was denn?«

»Das Grab – also ich…«

»So reden Sie doch, Mann!« Die Erregung des Konstablers sprang auf den Lord über.

Ehe der Polizist eine Antwort geben konnte, läutete der Türgong.

»Moment, Mister«, sagte Lord Parson. »Es hat bei mir geschellt.«

»Das wird der Doc sein«, hörte er noch die Antwort. »Bitte, kommen Sie zum Friedhof…«

»Ja, ja.« Lord Parson legte auf.

Sein Butler hatte schon geöffnet. Hart wurde die Tür des Arbeitszimmers aufgestoßen, und Doc Rainford stürmte in den Raum. Sein Gesicht war leichenblaß. Er atmete schnell und heftig.

»Sie müssen sofort mitkommen, Sir!« keuchte er. »Zum Friedhof. Am Grab Ihres Sohnes…«

Der Lord schlug die geballte Faust in seine linke offene Handfläche. »Erst ruft der Konstabler an. Jetzt kommen Sie. Nun sagen Sie mir doch mal, was eigentlich geschehen ist.«

»Die Hand, Sir.« Der Arzt schüttelte den Kopf, als könne er das Unglaubliche nicht fassen. »Die Hand ist aus dem Sarg gewachsen.«

Averell Parson trat einen Schritt zurück. »Nein«, sagte er tonlos.

Der Doc nickte nur.

Drei Herzschläge später hatte der Lord sich wieder gefangen. »Meinen Mantel, James.« Er rief die Worte, während er schon mit Riesenschritten den Raum verließ.

Der Butler war zur Stelle und half dem Lord in das Kleidungsstück.

»Passen Sie auf, Sir«, flüsterte er. »Mit den Mächten des Teufels spaßt man nicht.«

Averell Parson nickte nur. Dann verließ er mit wehenden Mantelschößen sein Haus.

Der feine Regen benetzte sein Gesicht, doch das störte den Adeligen nicht.

Schweratmend kam der Arzt hinter ihm hergelaufen. »Wir können meinen Wagen nehmen, Sir.«

Der dunkelgrüne Austin parkte neben der breiten Treppe. Die Schnauze wies zum Ausgang des Grundstücks.

Doc Rainford berichtete während der Fahrt. »Die vier Sargträger«, so erzählte er, »wollten die Grube zuschaufeln. Sie hatten auch schon damit angefangen, als sie plötzlich ein Stöhnen aus dem Sarg hörten, dann splitterte es, und eine schwarze Hand kam zum Vorschein. Den Männern ist der Schreck bis in die letzten Nervenfasern gefahren. Sie haben alles liegen und stehen lassen und sind so schnell wie möglich zum Konstabler gerannt.«

»Und Sie haben sich nicht getäuscht?« fragte der Lord.

»Nein.« Entschieden schüttelte der Doc den Kopf. »Alle vier haben das gleiche ausgesagt.«

Sie hatten sich mittlerweile dem Friedhof genähert. Die Nachricht hatte sich blitzschnell im Ort herumgesprochen. Sie überholten Menschen, die sich hastig auf den Weg zum Friedhof gemacht hatten. Einmal mußte der Doc sogar scharf bremsen, als eine Frau dicht vor dem Kühler des Wagens herlief.

»Die haben uns gerade noch gefehlt!« knurrte der Arzt.

Der Lord erwiderte nichts. Stumm saß er auf dem Beifahrersitz. Seine Lippen waren zusammengepreßt. Immer wieder dachte er daran, was ihm seine Frau gesagt hatte.

Ritchie ist ein Kind des Teufels!

Durch die Nase zog der Lord die Luft ein. Ein Kind des Teufels! Mein Gott, wenn das wirklich den Tatsachen entsprach, dann war niemand mehr im Dorf sicher. Und vor allen Dingen ich nicht, dachte der Lord. Wieso er plötzlich an den alten Fatty denken mußte, wußte er auch nicht. Man hatte den Alten in seiner abgebrannten Hütte gefunden. Tot. Und bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Von den Tätern war keine Spur gefunden worden. Aber es war in der Nacht geschehen, in der Ritchie so lange weggewesen war.

Ob er etwa mit dem Mord etwas zu tun gehabt hatte?

Den Verdacht hatte der Lord schon längst. Er hätte seinem ›Sohn‹, dem Kinddämon, hinterher alles zugetraut.

Der Arzt fuhr bereits auf die schmale Straße zu, die zum Friedhof führte. Die Scheinwerfer des Wagens waren eingeschaltet. Nebelschlieren tanzten in den langen Lichtfingern.

In der offenen Einfahrt stand der Konstabler und winkte mit beiden Armen. Etwas weiter hinten hielt sich eine Gruppe von Dorfbewohnern auf, die eifrig miteinander diskutierten.

Doc Rainford bremste einen halben Yard vor den Füßen des Polizisten. Der Lord war schon aus dem Wagen gesprungen.

»Endlich, Sir«, rief der Konstabler. »Kommen Sie, wenn Sie das sehen, also ich…«

»Ja, ja, schon gut.« Lord Parson machte eine abwehrende Handbewegung. »Sie sollten ihre Nerven besser im Zaum halten, Konstabler.«

»Das sagen Sie so leicht, Sir«, erwiderte der brave Polizist und hatte dann Mühe, mit Averell Parson Schritt zu halten.

Ohne Umwege schritt der Lord auf das frisch ausgehobene Grab seines Sohnes zu. Es war mittlerweile so dunkel und diesig geworden, daß es notwendig war, eine Taschenlampe anzuknipsen.

Der Konstabler hatte eine bei sich. Der scharf gebündelte Lichtstrahl tanzte bei jedem seiner Schritte von einer Seite zur anderen.

Lord Parson ging zwischen zwei Grabreihen hindurch, kürzte dadurch den Weg ab und stand schließlich vor der Gruft. Er sprang über die niedrige Einfriedung.

Der Konstabler hatte die Gruft ebenfalls erreicht, traute sich jedoch nicht, über die Mauer zu steigen.

»Sie können die Lampe haben, Sir«, sagte er zu dem Lord.

Averell Parson nahm sie schweigend entgegen.

Der Strahl huschte über den Boden, traf die vier hastig hingeworfenen Schaufeln und glitt über Kränze und Buketts.

Drei Schritte brachten den Lord bis an den Rand des Grabes. Er hielt die Lampe in der rechten Hand und konnte nicht vermeiden, daß seine Finger zitterten.

Der Regen hatte die Erde noch weiter aufgeweicht. Lord Parson mußte achtgeben, daß er nicht ausrutschte und in die erst halb zugeschüttete Grube fiel.

Er trat von der Seite her an das Grab heran und ließ dann den Strahl der Lampe in die Tiefe stechen.

Im gleichen Augenblick hatte er das Gefühl, eine eisige Klammer würde sein Herz zusammenpressen. Aus dem Lehm, der zum Teil schon den Sargdeckel bedeckte, ragte eine schwarze Hand…

***

Lord Parsons Gehirn speicherte das Bild wie ein Computer die Informationen.

Jede Einzelheit war deutlich im scharf gebündelten Strahl der Lampe zu erkennen.

Die Haut wirkte bis zu den spitzen Fingernägeln wie gegerbtes Leder.

Sie war von Falten und Runzeln durchzogen. Still und mahnend hatte sich die Hand aus dem zersplitterten Sargdeckel geschoben. Ein paar Lehmkrumen hingen noch daran. Durch das Loch im Sarg konnte der Lord das helle Totenhemd der Leiche schimmern sehen.

Es war ein makabres Bild.

Lord Parson fühlte, wie sich sein Herzschlag beschleunigte. Dorothy hatte recht gehabt. Ritchie war ein Kind des Teufels, denn sonst hätte so etwas nicht passieren können.

Eine Minute etwa blieb der Lord vor dem offenen Grab stehen. Dann drehte er sich langsam um und ging zu dem Konstabler zurück, der ihn aus großen Augen ansah.

»Nun, Sir?« fragte er rauh.

Der Lord nickte. »Ja, Sie hatten recht. Die Hand ist aus dem Sarg gewachsen.«

»Was machen wir denn jetzt?« Der Konstabler stand der Situation völlig hilflos gegenüber.

Der Blick des Lord verlor sich in der Dunkelheit. »Ich brauche ein Beil«, sagte er dann mit tonloser Stimme.

»Sie… Sie wollen…«

Lord Parson nickte. »Ja, ich will die verdammte Hand abhacken. Das ist wirklich ein Werk des Teufels. Und jetzt gehen Sie, Konstabler. Holen Sie mir das Beil!«

Der Polizist starrte Averell Parson sekundenlang an, machte dann auf dem Absatz kehrt und lief weg. Seine Schritte verklangen.

Am Friedhofstor hatten sich inzwischen immer mehr Menschen angesammelt. Jeder wollte mehr wissen als der Nachbar. Vermutungen und Theorien wurden aufgestellt, doch keiner kam der Wahrheit näher.

Unterdessen stand der Lord wie ein einsamer Wächter am Grab seines ›Sohnes‹. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. Er hatte sich viel vorgenommen, und er würde die Aufgabe durchführen. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Die Minuten vergingen. Der Lord hatte dem Grab den Rücken zugewandt. Er wollte vorerst keinen Blick mehr hineinwerfen.

Längst hatte der Regen den Mantelstoff durchnäßt, doch Lord Parson spürte die Feuchtigkeit nicht. Er hatte in der Eile auch keinen Hut aufgesetzt. Naß klebten ihm die Haare am Kopf.

Der Nebel waberte über den Boden und fing sich in Büschen oder in den Zweigen der Trauerweiden. Er verzerrte die Eindrücke, und der Lord hatte manchmal das Gefühl, als würde tote Materie durch die Nebelstreifen zum Leben erweckt.

Dann klangen Schritte auf.

Die Gestalt des Lords straffte sich.

Der Konstabler kam zurück. Er keuchte vom schnellen Lauf. In der

rechten Hand trug er eine Axt. Der Stiel war aus Holz, handlich und leicht geschwungen. Die Schneide glänzte im Licht der Taschenlampe. Sie war erst vor wenigen Tagen nachgeschliffen worden. Dort wo die Schneide in den Stiel überging, klebten noch Blutreste. Andenken an zahlreiche geschlachtete Hühner.

»Bitte, Sir.« Der Konstabler überreichte dem Lord die Axt. Dann räusperte er sich und sagte: »Viel Glück!«

Der Lord nickte nur. Er wog die Axt in der Hand. Sie sah sehr stabil aus und würde bestimmt ihre Pflicht tun.

»Brauchen Sie mich noch, Sir?« erkundigte sich der Konstabler. Die Angst stand ihm im Gesicht geschrieben.

Der Lord sah es und schüttelte den Kopf. »Nein, Sie können gehen.«

»Danke, Sir.«

Zwei Sekunden später war der Lord allein. Wieder ging er auf das offene Grab zu. Die Taschenlampe hatte er im Knopfloch seines Mantels verhakt.

Noch einmal sah Averell Parson auf den halb zugeschütteten Sarg. Dann faßte er sich ein Herz, ging in die Knie und ließ sich in das Grab gleiten.

Bis zu den Schienbeinen versank er im schweren feuchten Lehm. Er stellte sich so hin, daß er mit dem Beil noch ausholen konnte und so den Schlag schräg von der Seite her ansetzte.

»Du wirst ein für allemal ins Reich der Hölle eingehen«, flüsterte Lord Parson, pumpte seine Lungen voll Luft und holte dann so gut es ging aus.

Die Schneide der Axt pfiff durch die Luft und traf den Arm etwa unterhalb des Ellbogens, dort, wo er wieder gelbweiß schimmerte.

Es gab ein metallisch klingendes, singendes Geräusch. Funken sprühten auf, und dann wurde dem Lord die Axt mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Hand geprellt.

Averell Parson schrie auf.

Die Axt beschrieb einen Bogen, wirbelte einmal um sich selbst, zischte wie eine Rakete aus dem Grab und prallte klirrend gegen einen Stein.

Der Lord war geschockt.

Unbeweglich stand er in der Grube und starrte aus verdrehten Augen auf die schreckliche schwarze Hand.

Nach wie vor ragte sie aus dem Sarg. Nicht den kleinsten Kratzer hatte sie abbekommen.

Und dann erklang eine Stimme.

Ritchies Stimme.

Dumpf, grollend und höhnisch.

»Ich werde wiederkommen, Vater. Ich werde mich rächen. Du hast dem Satan einen schlechten Dienst erwiesen, als du mich getötet hast

Aber ich bin nicht wirklich tot. Meine Zeit kommt noch, denke immer daran, Vater!«

Das letzte Wort klang wie Hohn. Und plötzlich war es mit der Beherrschung des Lords vorbei. Schreiend kletterte er aus dem Grab. Er wußte selbst nicht, wie er es geschafft hatte.

Er wollte nur so schnell wie möglich weg. Averell Parson achtete nicht darauf, wo er hinlief. Er übersah die kleine Mauer und stürzte. Rasend schnell bewegte sich der Boden auf ihn zu. Der Lord spürte noch einen Schmerz an der Schläfe und dann nichts mehr.

Bewußtlos fanden ihn die anderen.

***

Vier Männer stützten den Lord und führten ihn die Außentreppe seines Hauses hoch. Unter ihnen befanden sich Doc Rainford und der Konstabler.

Der Butler hatte die Leute schon gesehen, die Tür geöffnet und erwartete sie auf der obersten Stufe der Treppe. James hatte seine sonst so beherrschte Maske verloren. Fassungslos sah er den Ankömmlingen entgegen.

»Herr im Himmel, was ist denn geschehen?« fragte er mit unsicherer Stimme. Seine Blicke blieben an Lord Parson haften. Entsetzt rang er die Hände.

Der Lord sah wirklich erbarmungswürdig aus. An der Stirn war die Haut aufgeplatzt. Ein Pflaster – Doc Rainford hatte es ihm verpaßt klebte auf der Wunde. Der Mantel war lehmverschmiert, genau wie die rechte Hälfte des Gesichts. Selbst in den Haaren klebte der Dreck.

»Es ist gut«, sagte der Butler zu den anderen zwei Männern. »Sie können gehen.«

Er selbst half dem Doc und dem Konstabler dabei, den Lord in sein Haus zu führen.

Averell Parson sprach kein Wort. Nur in seinen Augen stand ein seltsames Glitzern.

»Ich habe ihn rasch untersucht«, sagte der Arzt. »Weitere Verletzungen sind nicht festzustellen. Auch keine Gehirnerschütterung. Was der Lord braucht, ist Ruhe.«

»Was ist denn überhaupt geschehen?« wollte James, der Butler, wissen.

Der Konstabler übernahm es, zu antworten. »Das weiß niemand genau. Wir haben ihn direkt vor der Familiengruft gefunden. Er hatte die schwarze Hand gesehen und wollte sie mit einer Axt abschlagen. Das ist ihm wohl nicht gelungen. Wir fanden die Axt in einem Gebüsch liegend. Irgend etwas muß sie ihm aus der Hand geschleudert haben. Oder er selbst hat sie weggeworfen, die Möglichkeit besteht auch.«

Der Butler nickte. Er half dem Lord aus dem Mantel. Sie zogen ihm auch die Jacke aus und legten ihn dann auf eine Lederliege. Das Feuer im Kamin war erloschen. In dem hohen Raum war es unangenehm kühl. Der Butler legte Buchenscheite nach und sah zu, daß das Feuer wieder in Gang kam.

Lord Parson sah selbst aus wie eine Leiche. Sein Gesicht war bleich, es wirkte nahezu blutleer. Die Lippen bewegten sich wie im Selbstgespräch. Der Doc blickte seinen Patienten mit gemischten Gefühlen an. Der Konstabler lehnte an der Wand und starrte ins Leere. Niemand wußte so recht, was er sagen sollte.

James brachte eine Karaffe mit Whisky. »Ein Schluck kann nie schaden«, meinte er, sah aber den Doc dabei fragend an.

Rainford nickte. »Versuchen Sie es.«

Auch der Arzt war nicht mehr gerade das, was man einen munteren Menschen nennt. Bartschatten bedeckten seine Wangen, und unter den Augen lagen tiefe Ringe. Dem Konstabler ging es ähnlich. Er fühlte sich ebenfalls matt und zerschlagen.

Der Butler wollte dem Lord das Glas an die Lippen setzen, doch Averell Parson wehrte ab.

»Danke«, sagte er mit leiser Stimme, »Ich – ich kann schon selbst.« Er richtete sich auf und faßte nach dem Glas. Dabei konnte er nicht vermeiden, daß seine Hände zitterten.

Lord Parson schloß die Augen, während er trank. Er schluckte ein paarmal, gab das leere Glas dann zurück und richtete sich auf.

Drei Männer sahen ihn gespannt an.

Leise begann der Lord zu sprechen. »Sie haben recht gehabt, Konstabler. Es war die schwarze Hand. Und sie ist aus dem Grab gewachsen. Ich habe versucht, sie mit der Axt abzuschlagen. Es ist mir nicht gelungen. Die Axt wurde mir plötzlich aus der Hand geprellt. Ich weiß auch nicht, wie das gekommen ist.«

Der Lord verstummte.

Betretenes Schweigen machte sich breit. Überlaut kam den Männern das Ticken der Standuhr vor. Schließlich sagte der Konstabler: »Ich wäre dafür, daß wir das Grab zuschaufeln und nicht darüber sprechen, was geschehen ist. Wir wollen die Toten ruhen lassen.«

»Wenn er tot ist«, sagte Lord Parson.

»Wie meinten Sie, Sir?« Das runde Gesicht des Konstablers hatte einen unverständlichen Ausdruck angenommen.

»Nichts, Mister. Es ist nichts.« Der Lord winkte ab. »Wer will denn die Aufgabe übernehmen?« fragte er.

Doc Rainford gab ihm Antwort. »Der Konstabler und ich werden das Grab zuschaufeln.«

»Danke.« Lord Parson lächelte. »Sie können mich ruhig allein lassen. Wenn ich Sie brauche, rufe ich Sie an.«

»Soll ich Ihnen nicht lieber noch…?«

»Nein, Doc. Mir geht es schon wieder besser. Außerdem ist ja James noch hier.«

Der Butler verneigte sich leicht.

Wenig später waren er und Lord Parson wieder allein.

»Und nun?« fragte James.

Der Lord erhob sich langsam von seiner Liege und wehrte den Butler ab, der ihn stützen wollte. »Ich werde erst einmal ein Bad nehmen«, sagte er. »So schmutzig habe ich mich noch nie gefühlt. Bitte, begleiten Sie mich nach oben.«

»Natürlich, Sir.«

Nur sehr langsam stieg Lord Parson die Treppe hoch. Er ging steif und leicht vorgebeugt, wie ein alter Mann.

Lady und Lord Parson besaßen jeweils ein eigenes Bad. Es war sehr komfortabel.

James geleitete den Lord bis vor die Tür des Bads. Dann wollte Averell Parson allein gelassen werden.

Brauner Spannteppich bedeckte den Boden des Badezimmers. Man ging darauf wie auf Moos.

Der Lord schloß die Tür und betrachtete sich dann in dem großen Spiegel, der fast die Hälfte einer Wand einnahm. Die beiden Lampen rechts und links des Spiegels sorgten für eine angenehme Beleuchtung. Die Wanne war im Boden eingelassen. Die goldenen Wasserhähne blitzten. Der Lord hatte nicht gespart.

Er ließ ein wenig von seinem kostbaren Badesalz in die Wanne rieseln und drehte dann das Wasser an. Eine gut funktionierende Anlage sorgte dafür, daß eventuell auftretende Dampfschwaden sofort abgesaugt wurden.

Langsam schlüpfte Lord Parson aus seinen Kleidern. Es ging ihm noch immer nicht besonders gut. In seinen Schläfen pochte der Schmerz. Er war mit dem Kopf gegen einen Stein geprallt und etwa eine Viertelstunde bewußtlos gewesen.

Lange betrachtete sich der Lord im Spiegel und kam immer mehr zu der Überzeugung, daß er sein Gut verkaufen wollte. Nichts hielt ihn mehr, und er war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß sein Handeln auch von der Angst diktiert wurde.

Ja, er hatte Angst.

Angst vor seinem Sohn, der tot war, aber doch lebte, wie es den Anschein hatte. Ganz zwangsläufig stellte sich die Frage, ob Dorothy nicht von dem Geheimnis wußte, das Ritchie umgab. Wahrscheinlich steckten die beiden sogar unter einer Decke. Der Lord nahm sich vor, mit seiner Frau zu reden. Und das noch in dieser Nacht!

Mittlerweile war die Wanne so weit vollgelaufen, daß der Lord ins Wasser steigen konnte. Eine Mischbatterie hatte für die richtige

Temperatur gesorgt.
Averell Parson glitt in das blaugrün schimmernde Wasser. Augenblicklich ging es ihm besser. Wohlig seufzte er auf. Die Essenzen und Zusätze des Bademittels taten seinem geschundenen Körper gut. Lang streckte er die Beine aus. Beinahe von selbst schloß er die Augen.
Er schreckte aber hoch, als ein kühler Luftzug sein Gesicht streifte. Lord Parson mußte etwas den Kopf drehen, um die Tür sehen zu können.
Sie war offen.
Auf der Schwelle stand seine Frau!
Der Lord fühlte einen Stich in Höhe des Herzens, riß sich aber zusammen und fragte: »Was willst du?«
Lady Parson lächelte. Langsam kam sie näher. Sie trug einen pinkfarbenen seidenen Hausmantel. Ihre Frisur war zerzaust. Das Gesicht eine häßliche abstoßende Fassade, in der die Schminke verlaufen war. Nur die Augen waren von einem wilden Leben erfüllt, das den Vergleich mit dem Wort Fanatismus durchaus standhielt.
Neben der Wanne blieb Dorothy Parson stehen. Gelassen verschränkte sie die Arme vor ihrer Brust.
Averell Parson sah zu seiner Frau hoch. »Ich frage dich noch einmal. Was willst du?«
»Kannst du dir das nicht denken?«
»Nein!«
»Du hast seinen Tod auf dem Gewissen, du Mörder!« zischte die Frau. »Und daran wollte ich dich erinnern.«
Der Lord setzte sich aufrecht hin. »Aber er ist ja…«
»… gar nicht tot, meinst du?« Lady Parson lachte schrill. »Ja, ich habe auch schon einiges gehört. Du wirst dich noch wundern, Averell. Ritchie ist ein Kind des Satans und nicht so ohne weiteres umzubringen. Er wird zurückkommen und grausame Rache nehmen. An dir, Averell, denn du hast ihn auf dem Gewissen. Der Satan wird dich dafür bestrafen.«
»Nein, verdammt!« Averell Parson sprang auf. Das Wasser schwappte über und spritzte gegen Dorothy Parsons Kleidung, wo es dunkle feuchte Flecken hinterließ. »Ritchie ist tot!« schrie der Lord. »Er ist tot, tot, tot!«
Lady Parson war zurückgewichen. »Du irrst dich, mein Lieber. Du irrst dich sogar gewaltig.« Sie war jetzt an der Tür und hob drohend den Arm. »Ritchie wird wiederkommen, und dann, Averell, dann ist auch deine Todesstunde gekommen!«
Nach diesen Worten lachte Lady Parson gellend auf und warf dann die Tür ins Schloß.
Es knallte wie bei einem Gewehrschuß.
Averell Parson konnte nicht vermeiden, daß ihm eine Gänsehaut den

Rücken herunterlief. Die würgende Angst schien seine Kehle zusammenzupressen…

***

London!

Flughafen Heathrow!

Es herrschte ein enormer Betrieb. Meist bevölkerten deutsche Touristen die große Flughalle. Sie waren gekommen, um in London billig einzukaufen. Seit der Abwertung des Pfunds galt die englische Metropole als allgemein beliebtes Shopping-Ziel der Festland-Touristen.

Die drei Männer, die am Schalter der Indian Airways standen, fielen kaum auf, obwohl sie wirklich zu den ungewöhnlichsten Leuten zählten, die es in der Halle gab.

Es waren John Sinclair, sein Freund Bill Conolly und Suko, der Chinese.

John Sinclair – Oberinspektor bei Scotland Yard und arrivierter Geisterjäger – hatte seine beiden Freunde zum Flughafen gefahren. Bill Conolly wollte zusammen mit Suko eine Reise nach China machen. Conolly war freier Reporter, und seine Reiseberichte waren ein begehrter Artikel bei allen Illustrierten in der großen weiten Welt. Es war nach seiner Hochzeit vor vier Jahren die erste große Reise, die er unternehmen wollte, um im zentralen Hochland von China und Tibet auf den Spuren alter Kulturen zu wandern. Zur Seite stand ihm dabei Suko, John Sinclairs chinesischer Freund und Mitarbeiter.

Vier Wochen sollte die Reise mindestens dauern, und Bill hoffte, danach, seine Eindrücke in einem Buch veröffentlichen zu können. Es hatte ihn viel Überredungskunst gekostet, sich von seiner Frau loszueisen, aber mit John Sinclairs Hilfe war ihm das gelungen.

John hatte die beiden Freunde in seinem nagelneuen Bentley zum Flughafen gefahren. Sheila war nicht mitgekommen. Bills Frau haßte lange Abschiedsszenen.

Bill und John rauchten noch eine Zigarette. »Tja«, sagte der Reporter und strahlte über sein jungenhaft wirkendes Gesicht. »Dann werden wir uns für einige Wochen nicht sehen. Ich hoffe, du machst hier keinen Unsinn, mein Lieber. Nicht, daß ich Klagen höre.«

John blickte seinen Freund mitleidig an. »Muß ich darauf noch antworten?« fragte er.

Bill lachte und schlug John auf die Schulter.

Suko, der bisher mit unbeteiligtem Gesicht neben den beiden gestanden hatte, erlaubte sich ein spärliches Lächeln. Er kannte die Flachsereien der beiden Freunde inzwischen, und er hatte es auch bisher nicht bereut, in John Sinclairs Dienste getreten zu sein. Nur im Augenblick fühlte er sich etwas unwohl. Er hatte sich in einen Anzug

quetschen müssen, und das schmeckte dem guten Suko gar nicht. Als man ihm dann noch eine Krawatte verpassen wollte, hatte er gestreikt. Nun ja, es ging auch ohne.

Die Maschine nach New Dehli wurde aufgerufen, schon zum zweitenmal.

Bill Conolly reichte seinem Freund die Hand. »Da hilft alles nichts, lieber John, wir müssen!«

Sinclair lächelte. Es wirkte etwas verkrampft. »Und gebt auf euch acht«, sagte er. »Auch in Asien gibt es Dämonen«, fügte er lachend hinzu.

»Wird schon schiefgehn.« Bill grinste.

Auch Suko verabschiedete sich von John. Er machte es kurz und schmerzlos, so wie es die Art des riesigen Chinesen war.

Die beiden nahmen ihr Handgepäck auf.

»Bis in vier Wochen dann«, rief John ihnen noch nach. Dann waren die beiden im Gewühl der Menschen verschwunden.

Der Geisterjäger ahnte nicht, daß er Bill Conolly und Suko schon sehr bald unter schrecklichen Umständen wiedersehen sollte…

John Sinclair warf einen Blick auf seine Uhr. In fünf Minuten begann seine offizielle Mittagspause, und da er keine Lust hatte, zum Yard-Gebäude zu fahren, wollte er hier in einem der zahlreichen Restaurants essen.

Mit der Rolltreppe fuhr John in die erste Etage der Halle. Er stand dicht hinter einer schwarzhaarigen Frau im blauen Wildledermantel. Der Hauch eines französischen Parfüms kitzelte seine Nase.

Die Frau schien zu spüren, daß jemand ihren Rücken betrachtete, denn sie wandte plötzlich den Kopf.

Was sie sah, schien ihr zu gefallen.

Ein großer blondhaariger Mann mit graublauen Augen und einem etwas spöttischen Lächeln in den Mundwinkeln. Der Mantel war beste Qualität, und zwischen den breiten Revers glänzte der Knoten einer Seidenkrawatte.

Die Schwarzhaarige lächelte.

John erwiderte das Lächeln.

Zu mehr kam es nicht, denn die Rolltreppe lief auf, und die beiden gingen in verschiedene Richtungen auseinander. Als John nochmal einen Blick über die Schulter warf, sah er das etwas enttäuschte Gesicht der Frau.

Eigentlich hätte ich sie ja ansprechen können, dachte der Oberinspektor, während er die Glastür eines Restaurants zusteuerte. Er hatte im Augenblick keinen großen Fall zu bearbeiten, und deshalb immer pünktlich Feierabend. Außerdem war er Junggeselle.

Hinter der Glastür befand sich ein kleiner Zeitungskiosk. Johns zufälliger Blick fiel auf eine Zeitschrift, die den Namen CRIME AND

HORROR trug. Es war die erste Nummer dieser neuen Postille. Da es sowieso noch dauerte, bis das Essen serviert wurde, kaufte sich John die Zeitschrift.

Einen freien Tisch fand er in Nähe des Fensters. Von hier aus hatte er einen prächtigen Blick auf das Rollfeld.

Das Restaurant war modern eingerichtet. Säulen stützten die niedrige Decke. Internationale Gäste erzeugten einen wirren Sprachenmischmasch.

Beim Ober bestellte sich John ein Rumpsteak mit Meerrettichsahne. Draußen auf dem Rollfeld fuhr die Maschine, in der Bill Conolly und Suko saßen, gerade in die Startposition. Durch die schalldämpfenden Scheiben war nichts von dem Düsenlärm zu hören.

John Sinclair lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und widmete sich dem Magazin.

Die Titelseite war grell aufgemacht. Ein Vampir mit gefletschten Zähnen starrte dem Betrachter entgegen.

Sinclair konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Es gab zahlreiche Grusel-Magazine. Und eins war so wie das andere. Die Journalisten saugten sich die meisten Fälle aus den Fingern, und es gab kaum jemals einen Bericht, der auf Tatsachen beruhte.

John blätterte das Magazin durch.

Man hatte wirklich alles aus der Klamottenkiste geholt. Nichts war neu. Es wurde über Spukschlösser berichtet, und sogar das Ungeheuer von Loch Ness mußte herhalten.

Im Mittelteil des Blattes fand John einen Bericht über ein kleines Dorf in Cornwall. Er war nur wenige Spalten lang und berichtete von einer schwarzen Hand, die angeblich aus dem Grab gewachsen war.

John las den Artikel. Er war gut geschrieben. Ziemlich informativ und nicht einmal reißerisch aufgemacht. Wie John die Lage einschätzte, konnte an diesem Artikel durchaus etwas dran sein.

John Sinclair nannte man nicht umsonst den Geisterjäger. Er beschäftigte sich nur mit außergewöhnlichen Kriminalfällen, und seine Aufklärungsmethoden waren mehr als unorthodox. John wußte, daß es Vampire und Dämonen gab. Er hatte gegen sie gekämpft und auch gegen Monster und lebende Tote. Er hatte die Schrecken der teuflischen Mächte am eigenen Leibe zu spüren bekommen, und mehr als einmal war er nur haarscharf mit dem Leben davongekommen.

Die meisten Menschen wußten gar nicht, daß es einen Mann wie John Sinclair gab. Er arbeitete mehr im Verborgenen, denn die Fälle, die er zu lösen hatte, waren so schrecklich, daß sie über das Begriffsvermögen eines normalen Bürgers gingen. Es gab auch keine spektakulären Zeitungsartikel über John Sinclair. Seine Berichte verschwanden in den Panzerschränken von Scotland Yard. Und dort hatte sich schon allerhand angesammelt, denn John Sinclair hatte

bisher jeden Fall hundertprozentig aufgeklärt.

Von manchen Kollegen wurde John gar nicht ernst genommen, sie neideten ihm auch, daß er mit knapp vierunddreißig Jahren schon Oberinspektor war.

Einen Dienstgrad, den nicht viele erreichten.

John Sinclair war ein Kämpfertyp. Er ging einen Gegner immer direkt an, obwohl er mehr als einmal eine hundsgemeine Angst gehabt hatte. Aber er hatte diese Angst überspielen können und stand jetzt auf der Abschußliste der Dämonen an erster Stelle.

Der Ober kam und brachte das bestellte Rumpsteak. Dazu servierte er einen Teller mit frischen Salaten.

»Wohl bekomm's, Sir«, sagte der Mann.

John nickte lächelnd und legte die Zeitschrift zur Seite.

Er probierte den Salat und verzog im nächsten Augenblick das Gesicht. Genausogut hätte er sich auch den Bahndamm quer durch bestellen können, das Zeug hätte bestimmt nicht anders geschmeckt. Wenn das Rumpsteak jetzt genauso war wie der Salat…

Das war nicht der Fall. Das Fleisch war außen knusprig und innen sehr saftig und zart. Sogar das Blut lief noch über den Teller. John Sinclair aß langsam und bedächtig. Während des Essens mußte er immer wieder an den Artikel denken, den er in der Zeitung gelesen hatte. Er wurde das Gefühl nicht los, daß mehr hinter dieser Geschichte steckte, als nur aufgeblasenes Reportergewäsch.

John Sinclair bestellte sich einen Kaffee, rauchte eine Zigarette und nahm sich dann noch einmal die Zeitung vor.

Wort für Wort las er den Artikel durch. Der Ort, in dem die Sache passiert war, hieß Bodmin. John hatte den Namen noch nie gehört, er kannte aber die Halbinsel Cornwall, die wie eine lange Zunge in das Meer hineinragte.

Bevor er noch die Tasse geleert hatte, hatte sich John Sinclair schon entschlossen. Er wollte sich hinter den Fall der schwarzen Hand klemmen. Im Augenblick lag sowieso nichts an, und John hatte schon das Gefühl, daß auch die Dämonen von einer gewissen Frühjahrsmüdigkeit befallen waren.

Im Impressum der Zeitschrift sah John nach, in welchem Verlag das Magazin erschien.

Es war ein kleiner Londoner Privatverlag und lag direkt an der Grenze zu Soho.

John rieb sich die Hände. Besser hätte er es gar nicht treffen können. Er winkte dem Ober, um zu zahlen.

Der Mann kam nach zwei Minuten, kassierte das Geld und erkundigte sich, ob es dem Herrn geschmeckt habe.

»Das Fleisch schon«, erwiderte John mit einem freundlichen Lächeln. »Doch eine Frage habe ich noch?«

»Ja, Sir?«

»Auf welchem Bahndamm lassen Sie pflücken?«

Der Ober begriff nicht. Er starrte noch auf die Ausgangstür, als sich diese schon längst hinter John Sinclair geschlossen hatte.

***

In Bodmin, dem kleinen 1000-Seelen-Ort, war das Grauen eingekehrt. Niemand wagte sich nachts mehr auf die Straße. Und erst recht nicht in die Nähe des Friedhofs. Das Gespenst der Angst ging um. Beerdigungen, die anfielen – es waren innerhalb einer Woche zwei ältere Leute gestorben – fanden auf dem Friedhof des Nachbarortes statt.

Etwas Aufregung hatte es gegeben, als ein Reporter aufgetaucht war. Ein junger Mann noch, der eigentlich in Cornwall ein paar Tage Urlaub machen wollte.

Im Wirtshaus hatte er von der rätselhaften schwarzen Hand gehört, die aus dem Sarg gekommen sein sollte.

Den Reporter hatte die Geschichte fasziniert. Vor allen Dingen deshalb, weil er seit gut fünf Wochen bei einer Horror-Zeitschrift arbeitete. In der gleichen Nacht noch war er zum Friedhof gegangen und hatte sich das Grab angesehen.

Er hatte nichts gefunden. Nur einen Lehmhügel, auf dem langsam die Kränze verfaulten. Nicht der Finger einer schwarzen Hand war zu sehen gewesen.

Allerdings hatten die Leute im Dorf die Geschichte so plastisch erzählt, daß der Reporter überzeugt war, daß sie stimmen mußte. Am nächsten Tag hatte er um ein Interview bei Lord Parson gebeten.

Der Butler hatte ihn jedoch höflich aber bestimmt abgewiesen.

Dem Reporter war nichts weiter übrig geblieben, als nach London zurückzufahren.

Bei seinem Verleger war er mit der Geschichte auf wenig Gegenliebe gestoßen, hatte sich aber soweit durchsetzen können, daß der Bericht wenigstens in kleiner Aufmachung erschien. Und er war ziemlich trocken abgehandelt worden.

Der gute Reporter hatte jedoch nicht ahnen können, daß er mit seinem Artikel einen Stein ins Rollen gebracht hatte, der schon bald eine Lawine nach sich ziehen sollte…

***

John Sinclair kannte Verleger. Die wohnten nicht – die residierten. In Palästen aus Glas und Stahl. Jetzt aber lernte der Oberinspektor die Kehrseite der Medaille kennen.

Die Zeitschrift CRIME AND HORROR wurde in einem Hinterhof gedruckt. Eine Einfahrt führte zu dem Barackenbau aus ehemals roten Ziegelsteinen, an die sich noch ein Wellblechanbau anschloß. Vor der

Baracke stand ein Lastwagen. Zwei Männer waren dabei, Pakete auf die Ladefläche zu hieven. Ein dritter kontrollierte. Er hielt einen Zettel in der Hand und hakte Posten für Posten ab. Dabei meckerte er die Arbeiter mehr als einmal scharf an. Doch die beiden ließen sich nicht aus der Ruhe bringen, sie machten in ihrem Trott weiter.

John Sinclair hatte seinen Bentley auf der Straße geparkt und gut verschlossen. In dieser Gegend von Soho war das immer das beste.

Der Hinterhof war schmutzig wie ein alter Ziegenstall, und die Rückseiten der Häuser hätten nicht einmal vor der Nostalgiewelle Gnade gefunden.

John wurde gar nicht bemerkt. Gelassen klopfte er dem Schreiber auf die rechte Schulter.

Wie vom Blitz getroffen, wirbelte der Mann herum. Ehe er John anfauchen konnte, fragte dieser: »Sind Sie der Verleger von CRIME AND HORROR?«

»Ja.«

»Schön.« John präsentierte seinen Ausweis. Der Verleger bekam große Augen. Er hieß mit Namen Max Winter – das wußte John aus dem Impressum. Winter war aus Deutschland eingewandert und sah selbst fast aus wie ein Monster. Hervorquellende Augen, ein kantiger Schädel und spärliche rote Haare. Dazu mit einem Bauch versehen, der schon als tonnenförmig bezeichnet werden konnte.

Winters Gesichtshaut war meist krebsrot. Jetzt wurde er jedoch blaß, als er den Ausweis sah. »Scotland Yard«, murmelte er. »Ich weiß nichts«, er kam ins Stottern. »Ich habe nichts Ungesetzliches verlegt.«

John lächelte freundlich. »Darum geht es auch gar nicht.«

Augenblicklich bekam der Mann seine Selbstsicherheit wieder zurück. Die beiden Männer, die aufgehört hatten zu arbeiten, als John angekommen war, bekamen dies zu spüren. »Los, macht weiter. Ich habe mit dem Gentleman etwas zu besprechen. Darf ich Sie in mein Büro bitten, Herr Oberinspektor?«

»Danke.«

Das Büro befand sich in dem Ziegelsteinbau. Das heißt, es gab an sich nur einen Raum. Er war Redaktion, Druckerei und Herstellung in einem. Winters Schreibtisch war mit Papieren übersät. Dazwischen lagen postergroße Horrorbilder.

John hatte die Zeitschrift in der linken Hand gehalten. Jetzt hob er den Arm, schlug das Magazin auf und legte es auf Winters Schreibtisch.

Mit dem Finger deutete er auf den bewußten Artikel. »Darum geht es mir.«

Winter setzte sich eine Brille auf, las die Zeilen noch einmal und fragte dann: »Und?«

»Haben Sie den Artikel geschrieben?«

»Nein, das war Jo Brown, mein Reporter.«
»Kann ich ihn sprechen?«
Winter nickte. »Ja, das geht. Warten Sie. Jo ist im Anbau.« Der Verleger stemmte sich hoch und brüllte mit voller Lautstärke den Namen des Mannes.
Drei Sekunden später kam Jo angeflitzt. Er war ein spindeldürrer Kerl, hatte große abstehende Ohren, trug verwaschene Jeans und auf seinem blonden Haarschopf eine Armeemütze. Der braune Pullover war ihm viel zu groß und reichte fast bis zu den Kniekehlen.
Vor Winters Schreibtisch blieb Jo stehen. »Chef?« fragte er und kickte sich die Mütze in den Nacken.
Max Winter deutete auf den Geisterjäger. »Das ist Oberinspektor Sinclair. Er hat mit dir einiges zu besprechen.«
Jo Brown drehte sich um neunzig Grad. »Was soll ich denn angestellt haben, Mister Polizist?«
»Es geht um den Artikel.« John hielt dem Spargeltarzan die Zeitschrift vor die Nase.
»Ach, die schwarze Hand.« Der Reporter begann zu lachen. »Das war ‘n Ding, kann ich Ihnen flüstern. Die Leute hatten vielleicht eine Angst, sage ich Ihnen.«
»Erzählen Sie mal«, forderte John den Knaben auf.
»Das war so. Ich wollte eigentlich Urlaub machen. In Cornwall, wissen Sie. Da wo abends noch der Mond mit der Latte weitergeschoben wird. Ich kam also in dieses Nest Bodmin, und dann ging es rund…«
Jo Brown erzählte von seinen Abenteuern. Er schmückte sie sogar noch großartig aus, aber John merkte sehr schnell, was gelogen und was Wahrheit war.
»Das wär’s dann, Sir«, sagte der Reporter und rieb sich die Himmelfahrtsnase. »Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.«
»Das reicht schon«, erwiderte der Geisterjäger. »Sie haben mir sehr geholfen, Mister Brown.«
»Freut mich. Aber sagen Sie mal, weshalb interessieren Sie sich eigentlich für die Geschichte? Sinclair, den Namen kenne ich auch. Den habe ich irgendwann schon mal gehört. Und zwar in einem ganz bestimmten Zusammenhang. Wenn ich nur wüßte, wo.«
»Es gibt viele Sinclairs«, erwiderte John, bedankte sich noch einmal und ging.
Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, als Max Winter wie von der Tarantel gestochen von seinem Stuhl hochsprang und Jo Brown auf die Schulter klopfte.
»Mann, Junge, da hast du ja einen Riecher gehabt.«
»Wieso?«
»Tu doch nicht so dumm. Dieser Sinclair ist von Scotland Yard und

hat sich nach dem Kaff Bodmin erkundigt. Ein Ort am Ende der Welt. Der macht das doch nicht ohne Grund. Da steckt was dahinter, glaub mir.«

»Sie meinen, ich soll…«

»Genau Jo, du setzt dich in deine Kiste und fährst nach Bodmin.«

»Geht nicht.«

»Und warum nicht?« Max Winter schrie schon wieder.

Jo Brown grinste. »Weil ich pleite bin.«

»Du verdammter Erpresser.« Winter ließ sich wieder auf seinen Stuhl fallen, sah den grinsenden Jo Brown an und holte zwanzig Pfund aus der Brieftasche.

Jo schüttelte den Kopf. »Zu wenig.«

Winter legte noch einen Zehner zu, und der Reporter war einverstanden.

»Ich hau dann sofort ab – oder?«

»Ja, mach dich auf die Socken.« Winter rieb sich die Hände. »In der nächsten Nummer kommen wir ganz groß raus. Die Geschichte wird ein Hit, ein Knüller, ach, was sag' ich, eine Sensation wird das.«

»Amen«, sagte Jo und verschwand rasch aus dem Ziegelsteinbau.

***

John Sinclair saß inzwischen wieder in seinem Wagen. Bevor er nach Cornwall fuhr, wollte er erst noch mit seinem Chef, Superintendent Powell, reden. Es war nur eine reine Formsache, denn Powell hatte John noch nie Steine in den Weg gelegt.

Über die breite Whitehall-Parliament-Street fuhr John in Richtung Süden und bog dann in die Victoria Street ein, an der auch das Scotland-Yard-Gebäude liegt.

Dort hatten die Angestellten aus dem kaufmännischen und verwaltungstechnischen Bereich gerade Feierabend. Wochenende, um genau zu sein. John sah Glenda Perkins, seine Sekretärin, auf ihren kleinen Mini-Cooper zugehen.

Der Oberinspektor wartete, bis Linda weggefahren war, und rangierte seinen Bentley dann in eine der Parktaschen. Mit dem Lift fuhr er nach oben zu Powells Büro.

Der Superintendent hatte noch keinen Feierabend gemacht. Meistens arbeitete er bis in die späten Abendstunden hinein. Nun ja, er war Junggeselle und hatte keine Laster.

»Ach«, sagte er zur Begrüßung. »Sieht man Sie auch noch mal, Sinclair. Ich dachte schon, Sie hätten sich einen guten Tag gemacht.«

John ließ sich auf der Schreibtischkante nieder. »Nicht ganz, Sir.«

Hinter seinen dicken Brillengläsern kniff Powell die Augen zusammen. Er kannte seinen besten Mann genau und wußte, daß er etwas auf Lager hatte. »Reden Sie schon, Sinclair.«

Vorerst kam John jedoch nicht dazu. Powells Sekretärin verabschiedete sich und wünschte allgemein ein schönes Wochenende.

Dann erzählte John seine Geschichte.

Powell hörte schweigend zu und meinte dann: »Glauben Sie im Ernst, da ist etwas dran?«

»Ja.«

»Und? Was überzeugt sie daran?«

»Mein Gefühl.«

Powell lachte spöttisch. »Danach kann man nun wirklich nicht gehen.«

John blieb hartnäckig. »In diesem Fall doch, Sir. Ich meine, wenn die Geschichte von einem nur erzählt worden wäre. Aber mehrere Zeugen haben die schwarze Hand gesehen.«

»Und wenn der windige Reporter nun gelogen hat?«

»Dann komme ich wieder zurück.« John gestattete sich ein Grinsen. »Und außerdem ist ja heute Wochenende, da hätte ich sowieso frei.«

Powell nahm einen Schluck Mineralwasser, in dem kaum Kohlensäure vorhanden war.

»Sie hätten Erpresser werden können, John«, sagte er.

Als der Geisterjäger das Wort John hörte, da wußte er, daß er schon gewonnen hatte.

»Wunderbar, Sir. Ich werde dann morgen in aller Herrgottsfrühe losfahren.«

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können, Sie Quälgeist.«

John grinste und verließ das Büro seines Vorgesetzten. Er hatte mal wieder einen Sieg errungen.

***

In der Nacht vom Freitag auf Samstag streckte der Teufel seine Krallen nach dem kleinen Ort Bodmin aus. Er hatte seinen Sohn nicht vergessen. Ritchie Parson war von ihm auserkoren worden, ein Erbe zu übernehmen. Dabei hatte es der Satan sehr geschickt angestellt. Ritchie war durch eine normale Frau geboren worden, die geglaubt hatte, sich auf ein kleines Abenteuer eingelassen zu haben.

Sie hatte sich getäuscht.

Aber die bösen Kräfte ihres Sohnes waren auch auf sie übergegangen und hatten ihren Geist vergiftet. Lady Parson glaubte fest daran, daß Ritchie nicht tot war, daß die Macht des Satans ausreichte, um ihn zu erwecken.

Nacht für Nacht lag sie wach auf ihrem prunkvollen Bett und fieberte dem Augenblick entgegen, wo sie ihrem Sohn gegenüberstehen würde.

In den Ort war sie nicht mehr gegangen. Wie ein Geist war sie auf dem Gut umhergespukt, und wenn ihr der Lord begegnet war, hatte sie an ihm vorbeigesehen.

Wieder wurde es Nacht.

Es war eine jener Vorfrühlingsnächte, in denen der Wind brauste und warme Luftmassen vor sich herschob. Viele Menschen bekamen bei diesem Wetter Kopfschmerzen, wälzten sich nachts unruhig in den Betten herum und konnten nicht schlafen.

Die Stimmung wurde gereizt, es gab Streit aus nichtigen Anlässen, und in den großen Städten schnellte die Selbstmordquote abrupt in die Höhe.

Der Friedhof von Bodmin lag in völliger Dunkelheit. Nicht eine Laterne brannte. Auch das Leichenhaus wurde nicht beleuchtet. Es ragte wie ein dicker unförmiger Klumpen zwischen Bäumen und Büschen hoch, deren Zweige vom Nachtwind bewegt wurden und über die Mauern des Hauses kratzten.

Am Himmel zog der bleiche Mond seine Bahn, oft versteckt hinter dicken dunklen Wolken, deren faserige Ränder silbrig schimmerten.

Nichts rührte sich bei der Familiengruft der Parsons.

Oder?

Die halbverfaulten Kränze, die auf dem Lehmhügel lagen, bewegten sich plötzlich. Sie rutschten den Erdhügel hinunter, der frische Wind faßte die langen Schleifen, hob sie hoch und ließ sie flattern wie Fahnen.

Die feuchte Erde begann zu bröckeln. Kleine Lehmklumpen rannen wie Murmeln zu beiden Seiten des frisch aufgeworfenen Grabes herab. Etwas drückte vom Innern des Grabes her gegen die Erde.

Der Tote stand auf!

Jetzt waren alle Kränze und Buketts zur Seite gerutscht. Im gleichen Augenblick trat der Mond wieder hinter einer Wolke hervor. Er stand so günstig, daß sein Licht direkt auf die Gruft der Parsons fiel.

Jahrmillionen war das Licht des Mondes alt, in dem die Kraft des Bösen steckte, wie die Überlieferungen und Legenden besagten.

Das Grab wirkte wie mit einem silbernen Schimmer überzogen, und plötzlich schoben sich die fünf Finger der schwarzen Hand aus der Erde.

Grausam war die Hand anzusehen. Immer weiter kroch sie aus dem Grab hervor.

Ein Arm folgte.

Kalt und weiß leuchtete er im Mondlicht.

Dann die Schulter, der Kopf…

Ritchie Parson kletterte aus dem Grab.

Er trug noch sein langes Totenhemd, das jetzt allerdings mit Dreck und Lehm verschmiert war. Auch in den Haaren klebte der Schmutz, und die Gesichtshaut war gelblichweiß. Tief lagen die Augen in den Höhlen, wirkten wie finstere Schächte.

Ritchie Parson stieg vollends aus dem Grabe. Noch ungelenk machte

er die ersten Schritte.

Er fühlte nichts, er spürte nichts. Sämtliche menschlichen Empfindungen waren ausgeschaltet und abgetötet worden. Ritchie Parson war eine Marionette in der Hand des Teufels.

Und er wußte, wohin er zu gehen hatte.

Ritchie Parson verließ die Gruft, steuerte den Hauptweg an und bewegte sich in Richtung Ausgang.

Niemand sah ihn, niemand kam ihm entgegen. Um diese Zeit war der Friedhof menschenleer.

Der lebende Tote erreichte das Tor. Es bereitete Ritchie keinerlei Schwierigkeiten, es zu überklettern. Dann ging er auf das Dorf zu.

Er lief in der Mitte der Straße, die leer und verlassen vor ihm lag. Kein Auto kam ihm entgegen. Bodmin lag am Ende der Welt, und die Fernstraßen führten daran vorbei.

Der Wind blies dem lebenden Toten ins Gesicht, wirbelte seine verklebten Haare durcheinander und preßte das ehemals weiße Leichenhemd fest gegen seinen Körper.

Doch Ritchie hatte keine Empfindungen mehr, er wußte nur, daß auf ihn noch eine Aufgabe wartete.

Sein Ziel war das Haus seiner Mutter…

***

Auch in dieser Nacht fand Lady Parson keinen Schlaf. Immer wieder mußte sie an Ritchie denken. Sehnsüchtig wartete sie auf die Stunde, da er vor ihr stehen würde.

Ritchie, dem all ihre Liebe gegolten hatte.

Sie hatte die Vorhänge nicht zugezogen. Immer brannte eine kleine Lampe im Zimmer. Wenn Ritchie kam, sollte er wissen, daß seine Mutter auf ihn wartete.

Ritchie würde sich rächen wollen. An Averell Parson, seinem Ziehvater. Es machte Lady Parson gar nichts aus, wenn sie daran dachte. Das geschah ihm ganz recht. Averell sollte erkennen, was es heißt, sich mit dem Satan anzulegen.

Der Keim des Bösen war völlig in Dorothy Parson aufgegangen. Sie hatte das Kind des Teufels zur Welt gebracht und zu ihm eine noch stärkere Bindung als andere Frauen zu ihren Kindern.

Wenn Ritchie doch endlich käme!

Lady Parson saß in ihrem Sessel und rauchte eine Zigarette. Sie hatte schon mit dem Gedanken gespielt, den Friedhof aufzusuchen, dann aber davon wieder Abstand genommen. Man hätte sie sehen können, und die Dorfbewohner waren schnell mit allem Klatsch und Tratsch bei der Hand.

Wieder stand Lady Parson auf und ging zum Fenster. Sie war völlig normal angezogen, trug eine lange Hose und einen Pullover. Nur das

Gesicht wirkte noch verkniffener als sonst. Dunkle Ränder umschatteten die Augen, und die Falten hatten sich noch tiefer in ihre Haut gegraben.

Lady Parson trat ans Fenster. Beide Hände legte sie gegen die Scheibe und starrte hinaus in die Dunkelheit des großen Parks, der das Haus umgab.

Der Nachtwind rauschte durch die Büsche. Er pfiff um Erker und kleinere Mauervorsprünge und fing sich an der alten, schon morsch gewordenen Dachrinne.

Lady Parsons Atem schlug gegen die Scheibe. Sie beschlug in Höhe der Lippen.

Immer wieder sah die Lady hinaus in den Park. Sie hatte plötzlich das Gefühl, daß Ritchie noch in dieser Nacht kommen würde, ja kommen mußte.

Dorothy Parson merkte, daß sie innerlich erregt war. Ihr Herz klopfte stärker, das Blut rauschte kräftiger durch die Adern.

Die Sehnsucht nach Ritchie wuchs.

»Komm«, flüsterte Lady Parson. »Komm doch endlich. Ich brauche dich so. Laß mich nicht allein, Ritchie. Zeige es ihnen. Zeige ihnen, daß du stärker bist…«

Plötzlich verstummte die Frau.

Ihre Augen wurden noch größer.

Im Park – dort hatte sich etwas bewegt. Sie hatte es genau gesehen. Unter der alten Ulme.

»Ritchie!« Ihre Lippen formten das Wort.

Da sah sie es wieder.

Es war ein heller Fleck, der sich jetzt aus der Deckung des Baumstamms löste und auf das Haus zukam, direkt auf Lady Parsons Fenster zu.

Das Herz der Frau machte einen raschen Sprung. Kein Zweifel, das war Ritchie.

Und er kam zu ihr.

Jetzt winkte er sogar, mit der linken, völlig normalen Hand. Er mußte seine Mutter gesehen haben.

Eine nie gekannte Erregung hatte Dorothy Parson gepackt. In wenigen Minuten würde sie ihrem toten Sohn gegenüberstehen. Und dann – dann war alles wieder so wie früher.

Sie löste sich vom Fenster und stürzte auf die Tür zu. Hastig schloß sie auf und lief auf den Gang. An allen Gliedern bebend und mit klopfendem Herzen lief sie die Treppe hinunter nach unten in die große Halle.

Lady Parson hatte kein Licht gemacht. Niemand sollte merken, wen sie da mitten in der Nacht empfing.

Hastig schloß sie die Tür auf, lief nach draußen und blieb auf der

letzten Treppenstufe stehen.

Der Nachtwind fuhr durch ihre Haare und zerrte an der Kleidung.

»Ritchie«, rief sie.

Lady Parson konnte ihren Sohn nicht sehen. Anscheinend hatte er sich wieder versteckt.

Doch dann hörte sie die Schritte. Ihr Kopf ruckte nach rechts.

Da sah sie Ritchie kommen.

Sie erschrak. Ihr Sohn sah schrecklich aus. Unheimlich bleich war sein Gesicht, das Totenhemd starrte von Schmutz. Ritchies Gang war steif und staksig.

Jetzt nahm er die Stufen. Vor seiner Mutter blieb er stehen.

»Da bin ich«, sagte er mit tonloser Stimme. Er streckte seine rechte Hand aus.

Die schwarze Hand.

Lady Parson zögerte, die Hand zu umfassen. Sie war zu einer regelrechten Klaue geworden, die Finger standen auseinander.

Zögernd griff Dorothy Parson nach der Hand ihres Sohnes. Sie fühlte sich kalt an, war ohne Leben.

Ritchie ließ die Hand seiner Mutter nicht los. »Laß uns ins Haus gehen«, sagte er.

Dorothy Parson nickte bloß. Ritchie ging an seiner Mutter vorbei und zog sie mit in die Halle. Er ließ dabei die Hand nicht los, und Dorothy Parson kam sich plötzlich vor wie eine Gefangene.

Ritchie schloß die Tür, lehnte sich dagegen und ließ seine Mutter los.

Dorothy Parson konnte nicht vermeiden, daß sie zitterte. »Was – was hast du jetzt vor?« fragte sie mit leiser Stimme.

Der lebende Tote hob die rechte Hand.

»Ich will ihn töten!«

»Wen? Vater?«

Ritchie nickte und schlug die Mörderhand ruckartig nach unten.

***

Sekundenlang stand das Schweigen zwischen Mutter und Sohn wie eine Wand. Dann faßte sich Lady Parson ein Herz und fragte: »Wann willst du ihn töten?«

»Morgen!«

»Und dann?«

»Werde ich Satans Aufgaben erfüllen.« Ritchie lachte. »Der Teufel ist mein Vater. Schon in den alten Prophezeiungen stand, daß irgendwann ein Kind des Satans geboren würde. Ich bin das Kind. Und du bist meine Mutter. Die schwarze Hand ist das Zeichen einer neuen Epoche. Ich habe sie gegen meinen Ziehvater erhoben, und aus diesem Grund ist sie zu einer tödlichen Waffe geworden.«

Lady Parson konnte die Worte kaum begreifen, die sie aus dem

Munde ihres Sohnes hörte. War das überhaupt noch ihr zwölfjähriger Sohn? Es fiel ihr schwer, dies zu glauben. Denn so wie Ritchie redete, so sprach kein Zwölfjähriger.

»Du willst bei mir bleiben?« erkundigte sich die Lady.

»Ja.«

»Und wo?«

»Für mich ist das Licht des Tages schädlich. Du mußt mich im Keller unterbringen. Meine Zeit ist die Nacht. In der nächsten werde ich grausame Rache nehmen.«

Dorothy Parson wußte, daß dieses Teufelskind seine Drohung wahrmachen würde. Und der Lord würde keine Chance haben. Es war Lady Parson aber auch klar, daß es in ihrer Hand lag, den Lord zu retten. Sie brauchte ihm nur ein Wort zu sagen, dann konnte er fliehen.

Ritchie schien Gedanken lesen zu können, denn er sagte plötzlich: »Wenn du ihn warnst, bringe ich dich auch um!« Dabei verzogen sich seine Lippen zu einem grausamen Lächeln.

Die Lady wankte zurück. Ihre Hand fuhr zum Herzen und preßte sich gegen die Brust. »Das – das würdest du wirklich tun? Ich – ich habe immer zu dir gehalten. Du warst mein ein und alles…«

»Das zählt nicht mehr«, erwiderte Ritchie Parson mit kalter Stimme. »Satan ist mein Vorbild, und ich habe seinen Auftrag auszuführen. Denke immer daran.«

Dorothy Parson nickte. Sie spürte plötzlich, wie die Angst in ihr hochkroch, und auch Ritchie schien dies zu merken. Er löste sich von der Tür, kam auf seine Mutter zu und streichelte mit der normalen Hand ihre Wange.

Lady Parson schauderte. Die Berührung erzeugte bei ihr eine Gänsehaut. Eiskalt war die Hand. Und erst jetzt nahm sie den Geruch von Moder und nasser Erde auf, der den lebenden Toten umgab.

»Bringe mich in den Keller!« forderte Ritchie.

Lady Parson nickte. Sie wandte sich um und ging auf die große Tür zu, die zu den Wirtschaftsräumen führte. Von dort aus konnte man auch in den Keller gelangen.

Dorothy Parson kam alles vor wie ein böser Traum. Sie durchquerten die große Küche, in der noch die wuchtigen alten Öfen standen. Darüber hingen die blitzenden Pfannen und Töpfe an den Wänden.

Sie schloß die Kellertür auf.

»Den weiteren Weg finde ich schon allein«, sagte Ritchie Parson und lachte leise. Er schob sich an seiner Mutter vorbei. Wieder streifte der penetrante Geruch Lady Parsons Nase.

»Und denk daran«, sagte Ritchie, als er im Dunkel des Kellers verschwand.

»Wenn du ihn warnst, bist du ebenfalls tot!«

Lady Parson schloß die Tür. Sekundenlang stand sie noch aufrecht. Dann konnte sie nicht mehr. Sie wankte zum Küchentisch, ließ sich auf einen Stuhl fallen und begann hemmungslos zu schluchzen. Ihr Wunsch war zwar in Erfüllung gegangen, doch sie hatte sich den Satan ins Haus geholt…

***

John Sinclair fuhr schon in den allerfrühesten Morgenstunden los. Er nahm die Ostautobahn nach Exeter. Von dort war es dann nicht mehr weit bis Bodmin.

Der Geisterjäger kannte die Gegend dort ziemlich gut. In Cornwall lag auch das Zuchthaus Dartmoor, in dem John Sinclair mal für einige Tage gesessen hatte. Er hatte dort einen rätselhaften Fall aufklären müssen, aber das lag schon fast ein Jahr zurück.

Die Straße war ziemlich frei, und der Bentley konnte zeigen, was in ihm steckte.

Der Oberinspektor freute sich nicht gerade auf Cornwall. Dort lebte ein Menschenschlag, mit dem schwer zurechtzukommen war. Die Bewohner von Cornwall waren verschlossen, scheu und vor allen Dingen mißtrauisch Fremden gegenüber. Die rauhe Natur hatte sie geformt, die Nähe zur See, die einsamen Sümpfe und die karstige Gebirgslandschaft. Sie waren Einzelgänger, lebten oft noch in der Vergangenheit, und übersinnliche Phänomene wurden von ihnen als Tatsachen akzeptiert.

Aber bisher war John mit jedem Menschen zurechtgekommen, warum auch nicht in Cornwall.

Er hatte die aufgehende Sonne im Rücken. Dafür kam der Wind vom Westen und je mehr sich John seinem Ziel näherte, um so stärker frischte er auf.

Der Oberinspektor umfuhr die Stadt Exeter und bog dann in eine Landstraße ein, die auch nach Bodmin führte.

John erreichte den Ort eine Stunde später. Es war schon fast Mittagszeit, und der Geisterjäger verspürte ein natürliches Hungergefühl.

Bodmin war ein sauberer Ort. Bevor John in das Dorf einfuhr, sah er ein Hinweisschild, das zum Gut Parson wies. Augenblicklich fiel dem Oberinspektor der Name Ritchie Parson ein, von dem Jo Brown, der Reporter, berichtet hatte. John beschloß, den Parsons noch an diesem Tag einen Besuch abzustatten.

Aber vorher wollte er zu Mittag essen.

Bodmin lag in einem weiten Talkessel, war umgeben von Wald und Wiesen, und nach einigen Meilen begann das Gelände anzusteigen, um in ein felsiges Gebirge überzugehen, das an seiner Ostseite dann senkrecht dem Meer zustürzte.

Die Häuser waren aus festen Steinen gebaut, so daß sie Wind und Wetter trotzen konnte. Der schlanke Kirchturm ragte über alle Dächer hinweg. Die Straße war mit Pflastersteinen bedeckt und führte in einigen Kurven durch den Ort.

Die Menschen musterten Johns Wagen aus den Augenwinkeln, als er langsam durch den Ort fuhr. Auf der sehr schmalen Straße hätten sich keine zwei Lastwagen begegnen dürfen. John Sinclair fand auch ein Gasthaus, in dem er essen konnte. Es lag in einer Seitenstraße, war ein Eckbau und besaß sogar einen Miniparkplatz, auf dem nur ein alter Jauchekarren stand.

John parkte seinen Bentley daneben. Er betrat das Gasthaus durch den Seiteneingang.

In der Schänke war es ziemlich dunkel. Außerdem roch es muffig. John nahm Platz – er war der einzige Gast – und mußte zwei Minuten warten, ehe die Bedienung kam.

Es war die Wirtin selbst, eine resolut aussehende Frau mit stämmigen Armen und einem breiten Gesicht, aus dem zwei hellblaue Augen John Sinclair anblickten.

Der Geisterjäger erkundigte sich, ob es hier etwas zu essen gäbe.

Die Wirtin nickte. »Ja, wir haben Hammelfleisch. Wenn Sie möchten…«

»Ja, natürlich.«

»Auch was zu trinken?«

John nickte. »Und eine Auskunft.«

Das Gesicht der Frau verschloß sich. Anscheinend gab man hier nicht gern an Fremde Auskünfte. »Was wollen Sie denn wissen?«

John Sinclair setzte sein Sonntagslächeln auf und erkundigte sich, ob es wohl möglich war, Lord Parson zu sprechen.

Die Wirtin lachte. »Da sind Sie wohl umsonst gekommen, Mister. Es sei denn, Sie haben sich angemeldet.«

»Nein, das nicht. Aber was ist denn los? Ist der Lord krank?«

Die Wirtin musterte John Sinclair kritisch. »So kann man es auch ausdrücken«, sagte sie.

»Sie machen mich neugierig.«

»Tut mir leid, Mister. Ich muß mich um Ihr Essen kümmern.« Sie machte kehrt und verschwand in der Küche.

Dafür kam ihr Mann. Ein hagerer Typ mit knochigem Gesicht und einem langgezogenen eckigen Kinn. Er trug einen Eimer mit Wasser und begann die Theke zu schrubben. Hin und wieder warf er John einen Blick aus den Augenwinkeln zu.

»Ich hatte etwas zu trinken bestellt«, sagte John Sinclair.

Der Wirt hörte auf zu schrubben. »Was wollen Sie denn haben?«

»Ein Bier.«

Es wurde ihm in einem eisernen Krug mit Deckel serviert. »Alle

Achtung«, sagte der Geisterjäger. »Darin habe ich mein Bier noch nie bekommen.«

Der Wirt hob nur die Schultern und ging wieder zum Tresen zurück. Schweigen, schien seine große Eigenschaft zu sein.

Das Bier schmeckte dem Oberinspektor ausgezeichnet. Eigentlich war es in diesem Gasthaus ganz gemütlich. Die niedrige Decke, die rauchgeschwärzten Balken, die verschnörkelten Lampen und die alten Stiche an den Wänden, die von der harten Arbeit der Landbevölkerung erzählten.

Dann betraten zwei Männer die Gaststätte. Sie trugen Arbeitskleidung und hatten blaue Mützen auf den Köpfen. John betrachteten sie mit erstaunten Blicken.

Die Männer stellten sich an die Theke und bestellten Schnaps. Sie begannen mit dem Wirt ein Gespräch. Es wurde aber so leise geführt, daß John Sinclair kein Wort verstehen konnte. Daß es dabei auch um ihn ging, stellte er daran fest, daß sowohl der Wirt als auch die beiden Gäste ihm ab und zu hastige Blicke zuwarfen.

Dann kam Johns Essen. Es war soviel, daß sicher drei Personen davon satt werden konnten.

Der Geisterjäger bedankte sich und machte sich über das Hammelfleisch her. Es schmeckte ihm ausgezeichnet, besser als in manch exklusivem Restaurant.

Doch John Sinclair sollte nicht dazu kommen, seinen Teller zu leeren, denn plötzlich wurde die Tür aufgerissen und ein Mann stürmte in die Gaststube.

Ein Mann, den John kannte.

Es war Jo Brown, der Reporter aus London.

Er stürzte förmlich auf den Tresen zu, lehnte sich schweratmend dagegen und schlug dann mit der geballten Faust auf die Platte.

»Was ist denn los, zum Teufel?« fauchte ihn der Wirt an.

»Das werden Sie gleich merken!« rief der Reporter. Er holte erst einmal tief Luft und sagte dann mit keuchender Stimme: »Ich war auf dem Friedhof. Am Grab dieses Ritchie Parson.«

»Und?« fragte der Wirt.

»Es ist leer!«

***

Die Worte des jungen Reporters hatten auf die Männer am Tresen die Wirkung einer detonierenden Bombe. Einer ließ sogar sein Brandyglas fallen. Es landete am Boden und zersplitterte. Der andere Mann trat einen Schritt zurück und faßte sich mit einer instinktiven Bewegung an den Hals. Und auch der Wirt war bleich geworden und konnte kein Wort hervorbringen.

Aber alle starrten Jo Brown an.

Der junge Reporter grinste. »Was glotzt ihr denn so?« fragte er erstaunt. »Es stimmt, was ich gesagt habe. Das verdammte Grab ist leer.«

Stille.

John Sinclair ließ sein Besteck sinken. Langsam stand er auf. Er schob dabei seinen Stuhl nach hinten. Es gab ein schleifendes Geräusch.

Wie an der Schnur gezogen flogen die Köpfe der Männer herum. Auch der von Jo Brown.

Die Augen des Reporters wurden groß. »Oberinspektor Sinclair«, sagte er. »Zum Teufel, ich habe Sie ja gar nicht gesehen.«

John ging auf die Theke zu und blieb neben Jo stehen. »Ihre Geschichte interessiert mich. Ich möchte, daß wir gemeinsam zum Friedhof fahren.«

»Hätte nichts dagegen.« Jo lachte. »Kommt ja nicht alle Tage vor, daß sich einer still und heimlich aus seinem kühlen Grab davonmacht.«

»Keinen Spott, Mister Brown«, sagte John, »dafür ist die Sache zu ernst.« Der Geisterjäger wandte sich an den Wirt. »Wir beide werden uns später auch noch unterhalten. Ich hoffe, Sie können mir einige Informationen geben.«

Der Wirt gab keine Antwort. Das Auftreten des Oberinspektors hatte ihn noch mehr aus der Fassung gebracht.

John Sinclair schlug den schlaksigen Jo Brown auf die Schulter. »Kommen Sie, sehen wir uns die Sache mal aus der Nähe an.«

Jo ging mit. Er wirkte neben dem hochgewachsenen Oberinspektor wie ein Zwerg. Dazu kam der weite, viel zu lange Parka und die Mao-Mütze auf dem Kopf, die die großen Ohren noch abstehender aussehen ließ.

Jo Brown fuhr eine Ente. Er hatte sie hinter die Jauchenkarre gestellt.

»Das gibt einigen Wirbel«, sagte der Reporter. »Himmel, Amor und Zwirn. Wenn sich das im Dorf herumspricht, haben die Hohlköpfe hier keine ruhige Nacht mehr. Die haben doch sowieso schon mehr Angst als Vaterlandsliebe. Also ich meine, da hat sich einer einen Scherz erlaubt. Ich glaube ja an vieles, aber daß Tote auferstehen können, das ist mir, dem alten Horror-Jo, auch noch nicht passiert. Und ich bin immer da, wo was los ist, Oberinspektor. Ich kann Ihnen sagen…«

»Steigen Sie erst einmal ein«, sagte John.

Jo Brown blieb stehen. »Was? In diese Kiste?« Er deutete mit dem Daumen auf den Bentley.

»Natürlich.«

»Mann, haben Sie den auch nicht geklaut? Seit wann kann sich ein Beamter solch einen Luxusschlitten…«

John hörte gar nicht mehr hin. Er öffnete die Tür und ließ den Reporter einsteigen.

»Und jetzt sagen Sie mir ohne große Umwege die Strecke zum Friedhof«, verlangte John.

»Keine Angst, Polizist. Ich bin der beste Fährtenleser auf dem Erdball.«

»Ja, ja«, sagte John nur, wunderte sich aber doch, daß Jo ihm ohne Schnörkel den Weg zum Friedhof wies.

Das große Tor war nicht abgeschlossen.

»Wir können den Wagen hier stehen lassen«, schlug der Reporter vor. »Es sind nur ein paar Yards.«

»Okay.« John Sinclair stieg aus. Zwei ältere Männer, die zufällig des Weges kamen, blieben stehen und beobachteten, wie die beiden ungleichen Personen das Gelände des Friedhofs betraten.

»Die sind nicht von hier«, meinte der eine. »Die haben bestimmt was vor. Ich hole den Konstabler.«

Sein Kumpel nickte. So schnell es ihnen vergönnt war, liefen sie ins Dorf zurück, um den Konstabler zu alarmieren, der jedoch schon von Oberinspektor Sinclairs Eintreffen gehört hatte. Der Wirt hatte ihm mit zitternder Stimme Bescheid gegeben. Überhaupt wußte fast jeder Einwohner im Dorf, daß ein Mann aus London angekommen war. Und dazu noch ein hoher Polizeibeamter. Das Nachrichtensystem in Bodmin funktionierte ausgezeichnet.

Inzwischen hatten John Sinclair und Jo Brown die Gruft erreicht. Der Reporter hatte noch seine Kamera mitgenommen und schoß eine Aufnahme nach der anderen. »Das wird ein Hammer!« rief er immer wieder und tanzte wie Rumpelstilzchen um die Gruft herum. Jo Brown verkannte den Ernst der Lage. John Sinclair war das gar nicht so unlieb. Besser so einer, als jemand, der immer nur in Panik machte.

Der Geisterjäger nahm das Grab von allen Seiten unter die Lupe. Etwa in der Mitte war der Tote dem feuchten Erdreich entstiegen. Dort war der Lehm aufgeworfen worden. Die Kränze und Buketts waren zur Seite gerutscht, und auch John Sinclair las die seltsamen Worte auf der Schleife, die den Kranz der Lady Parson zierte.

Der Oberinspektor stutzte. Solch einen Letzten Gruß hatte er noch nie gelesen. Sollte die Frau etwa mehr wissen? Hatte sie damit gerechnet, daß ihr Sohn gar nicht tot war, daß er wiederkommen würde? John beschloß, der Frau einige präzise Fragen zu stellen.

Den Sarg konnte er nicht erkennen. Die schwere feuchte Erde war wieder nachgesackt.

Der Geisterjäger ging noch ein paarmal um die Gruft herum und gab dann das Kommando zum Rückweg.

Jo Brown fieberte schon neuen Taten entgegen. »Und was machen wir jetzt?«

John tippte dem Mann mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Was Sie machen, Mister, weiß ich nicht. Aber eins ist sicher. Sie werden mich nicht bei meinen Recherchen stören. Ist das klar?«

»Ha, ha.« Brown lachte. »Sie sind gut.« Er nahm John die Abfuhr gar nicht übel. »Sie wollen bestimmt zu Lord Parson. Aber da haben Sie sich in den Finger geschnitten. Der Kerl ist ein Eigenbrötler. Und der Butler läßt auch keinen zu ihm.«

»Vielleicht«, erwiderte John und wandte sich zum Gehen.

Der Reporter blieb an seiner Seite. Dann sagte er plötzlich: »Ich muß sofort telefonieren. Mein Chef muß wissen, daß hier was im Busch ist. Mann, das wird eine Story. Irre.«

»Sie telefonieren, wenn ich es Ihnen erlaube«, sagte John Sinclair hart. »Sollte irgend etwas veröffentlicht werden, das ich vorher nicht gelesen habe, sind Sie dran.«

»Aber die Leser haben ein Recht…«

John Sinclair wurde ärgerlich. »Hören Sie mir doch damit auf. Ich bestimme, was Sie schreiben, und damit fertig.«

Sie hatten inzwischen den Hauptweg erreicht und freien Blick bis zum Friedhofstor. Ein Uniformierter stand vor dem Tor und sah den Männern abwartend entgegen.

»Das ist Konstabler Gilmoore«, sagte der Reporter. »Der hat mehr Angst als Vaterlandsliebe.«

Der Konstabler machte Meldung, als John Sinclair und der Reporter vor ihm stehenblieben.

John reichte dem Mann die Hand. »Mein Name ist Sinclair«, sagte der Geisterjäger. »Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Ich hätte sie sowieso aufgesucht.« Dann wandte er sich an Jo Brown. »Sie lassen uns jetzt besser allein, Mister. Ich habe mit dem Konstabler einiges zu besprechen. Warten Sie im Gasthaus auf mich, falls noch Fragen auftauchen.«

Jo Brown verzog sich grinsend. So ganz traute John dem Knaben nicht. Der steckte seine Nase noch in den größten Dreck.

Konstabler Gilmoore fühlte sich ziemlich unwohl. Er hielt den Blick gesenkt und knetete seine Finger. Vor dem Tor hatten sich einige Dorfbewohner eingefunden, die John wie ein seltenes Tier bestaunten.

»Wo können wir hier ungestört reden?« erkundigte sich der Oberinspektor.

»Wir könnten in mein Büro gehen.«

»Okay, dann kommen Sie, Konstabler. Wir nehmen meinen Wagen.«

Wenig später saßen die beiden Männer in Johns Bentley. Bleiche Gesichter starrten den Wagen an. John sah, daß die Dorfbewohner Angst hatten. Die Mienen der Menschen paßten zum Wetter. Der Himmel war ebenfalls trübe und wolkenverhangen. Zum Glück regnete es nicht. Im Westen waren die Gipfel der Berge in

Dunstschleier gehüllt. Einige Krähen zogen über dem Friedhof ihre Kreise.

John startete. Sie mußten quer durch das Dorf fahren. Auf den schmalen Bürgersteigen standen die Menschen in Gruppen und sprachen über die neue Lage. Bodmin hatte seine Sensation.

»Ein seltsamer Menschenschlag hier«, meinte der Geisterjäger. Er wollte den Konstabler ans Reden kriegen, denn bisher hatte der Mann noch kein Wort gesagt.

»Ja«, sagte Gilmoore. »Die Leute sind noch sehr naturverbunden.« Der Konstabler räusperte sich. Dann wies er mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die Frontscheibe. »An der nächsten Ecke müssen Sie rechts abbiegen. Das zweite Haus auf der linken Seite ist die Polizeistation.«

»Danke.«

John Sinclair fand vor dem Haus einen Parkplatz. Das Haus selbst war einstöckig. Unten lagen die Diensträume, und oben, wohnte der Konstabler mit seiner Familie.

Seine Frau schaute aus dem Fenster, als die beiden Männer den Wagen verließen.

»Erwarten Sie bitte kein komfortables Büro«, sagte der Konstabler als er die Tür aufschloß. »Bei uns ist alles ziemlich einfach.«

»Glauben Sie mein Büro wäre ein Palast? Keine Angst, der Staat spart wo er kann. Und vor allen Dingen bei uns.«

Gilmoores Büro war wirklich keine Offenbarung. Fleckige Wände, ein alter Schreibtisch, ein Kanonenofen und drei wacklige Stühle, versteckt zwischen Aktenschrank und Wand. Das einzig Moderne war das Telefon auf dem Schreibtisch.

John suchte sich den besten Stuhl aus und nahm Platz. Der Konstabler wollte den Ofen anheizen, doch John wehrte ab. »Keine Umstände, lange bleibe ich sowieso nicht.« Der Geisterjäger bot Zigaretten an, doch Gilmoore schüttelte den Kopf. »Danke, Nichtraucher.«

»Vernünftig.« John steckte die Stäbchen wieder ein und lenkte das Gespräch auf den Grund seines Kommens. »Sie wissen ja selbst, was vorgefallen ist, Konstabler, und von Ihnen hätte ich gern die Hintergründe des Falles gehört. Ich will konkreter werden. Mich interessiert die Familie Parson. Was sind das für Menschen? Und vor allen Dingen Ritchie Parson. Wissen Sie etwas über ihn?«

Der Konstabler druckste herum. »Ich weiß nicht, Sir, aber ich kann mir auch…«

»Moment«, unterbrach John den Mann. »Ich möchte vorher klarstellen, daß alles, was Sie hier sagen, unter uns bleibt. Das ist ein dienstliches Informationsgespräch und für keinen Dritten zugänglich.«

»Gut, Sir.« Der Konstabler atmete auf. Und dann begann er zu

berichten. Er mußte sich einmal alles von der Seele reden. John Sinclair erfuhr erstaunliche Neuigkeiten. Der Konstabler berichtete von Anfang an. Er erzählte, daß Ritchie Parson schon immer ein seltsames Kind gewesen sei, daß er im Ort keinen Freund gehabt habe. Ritchie war ein Tyrann, der kein anderes Kind neben sich duldete und die anderen beschimpfte und ihnen böse Streiche spielte. Sogar die Erwachsenen hatten Angst vor ihm. Niemand wagte es, gegen Ritchie etwas zu sagen, denn Lord Parson war zu mächtig, und manche Dorfbewohner befanden sich in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm. Der Konstabler berichtete auch von dem alten Fatty, und daß dessen Hütte abgebrannt war und im Dorf die Vermutung kursierte, daß Ritchie daran beteiligt gewesen wäre.

»Haben Sie denn nicht die Bezirkspolizei alarmiert?« wollte John wissen.

»Nein.« Gilmoore hob die Schultern. »Der Lord hat alles abgeblockt. Sein Einfluß ist sehr groß. Die Hütte ist in der Nacht abgebrannt, als Ritchie starb.«

»Und wie ist er umgekommen?« stellte John die Frage.

»Es war ein Unglücksfall. Er ist über das Geländer gestürzt und hat sich das Genick gebrochen. Lord Parson hat Doc Rainford und mich kommen lassen. Der Doc hat auch den Totenschein ausgestellt. Seltsam war allerdings, daß die rechte Hand des Jungen völlig schwarz war. Aber auf diesbezügliche Fragen hat der Lord keine Antwort gegeben. Drei Tage später fand die Beerdigung statt. Anschließend ist die Hand dann aus dem Grab gewachsen.« Der Konstabler holte tief Luft. »Das ist eigentlich alles, Sir, was ich Ihnen sagen kann.«

John blickte Gilmoore an, der den Kopf senkte. »Sie haben sich nicht gerade korrekt verhalten, Konstabler, das wissen Sie hoffentlich«, sagte der Oberinspektor.

»Ja, Sir, aber was sollte ich machen. Lord Parson ist hier der große Mann.«

»Okay.« John erhob sich. »Dann werde ich dem großen Mann mal einen Besuch abstatten. Sie brauchen mich nicht zu begleiten, Konstabler. Ich habe vorhin einen Wegweiser gesehen, der zu seinem Haus führt. Aber halten Sie sich auf jeden Fall zur Verfügung. Es kann sein, daß ich Sie brauche.«

Der Oberinspektor schrieb sich noch die Telefonnummer des Konstablers auf und verließ dann das kleine Büro.

Konstabler Gilmoore blickte ihm durch das kleine viereckige Fenster nach. Er hatte plötzlich ein ungutes Gefühl in der Magengegend.

***

John Sinclair fand den Weg zum Gut des Lords schnell. Das schmale

Band der Privatstraße führte durch einen Mischwald, an dessen Ende sich das Gut des Lords anschloß.

Ein weitflächiger Park öffnete sich vor der Schnauze des Bentley. Gepflegte Wege, auf streichholzlänge gestutzter Rasen und hohe alte Bäume, deren Kronen im Sommer Schatten spendeten.

John Sinclair ließ den Bentley langsam auf das prächtige Gutshaus zurollen. Der großzügig angelegte Park und das vornehme Haus verbreiteten eine Atmosphäre der Ruhe und Behaglichkeit. Die Stille wurde nur vom Gezwitscher der Spatzen unterbrochen, die zwischen den Bäumen herumflogen oder über den Boden hüpften.

Vor der Freitreppe stoppte John seinen Bentley.

Seine Ankunft war schon bemerkt worden, denn er sah, daß sich hinter einem der großen Fenster im Erdgeschoß die Gardine bewegte. Der Geisterjäger konnte sich ein leichtes Lächeln nicht verkneifen, tat aber so, als habe er nichts bemerkt.

Gelassen stieg er die Stufen hoch.

Er brauchte gar nicht zu läuten, denn die Tür wurde schon geöffnet, als John noch auf der zweitobersten Stufe stand. Ein Butler blickte John würdevoll und streng an. Der Mann war ziemlich klein, hatte eine rosige Gesichtsfarbe, und unter der gestreiften Weste wölbte sich ein kleiner Kugelbauch. Von dem Konstabler wußte John, daß dieser Mann James hieß.

Der Geisterjäger blieb stehen.

»Sie wünschen, Sir?« fragte der Butler steif.

John zeigte seine prächtig gewachsenen Zähne. »Ich hätte gern mit Lord Parson gesprochen.«

»Bedaure, Sir, aber das ist nicht möglich.«

Johns Lächeln zerfaserte. Mit einem Griff holte er seinen Ausweis hervor. »Scotland Yard«, sagte er, und seine Stimme klang um zwei Nuancen schärfer.

John entging nicht, daß der Butler erschrak. Er hatte sich aber noch in der gleichen Sekunde wieder in der Gewalt.

»Bitte kommen Sie herein, Sir«, sagte der Butler und gab den Weg frei.

John Sinclair betrat eine Halle, die mit Möbeln bestückt war, die ein Vermögen gekostet haben mußten. Bestes englisches Mahagoni. Allein die wertvolle Standuhr ließ das Herz eines jeden Kenners höher schlagen.

»Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen, Sir«, sagte der Butler steif.

John nickte.

Mit steifen Schritten stieg der Butler die geschwungene Treppe zur ersten Etage hoch.

John folgte ihm mit seinen Blicken. Ihm fiel ein, das Ritchie Parson

von dieser Treppe gestürzt sein mußte. Wenigstens hatte es der Konstabler so erzählt.

Die Schritte des Butlers verklangen. Stille breitete sich aus. Nur das Ticken der wertvollen Standuhr war zu hören.

John machte sich auf eine lange Wartezeit gefaßt, wurde aber angenehm enttäuscht, als er den Lord schon nach drei Minuten auftauchen sah. Würdevoll und sich ganz seiner gesellschaftlichen Stellung bewußt, kam er die Treppe herunter.

John ging ihm ein Stück entgegen.

Zwei Schritte vor der untersten Stufe blieb der Lord stehen. Er trug einen grauen Anzug, darunter eine Weste in der gleichen Farbe und ein weißes Hemd, unter dessen Kragen eine unifarbene Krawatte geschlungen war.

»Sie wünschten mich zu sprechen, Herr Oberinspektor?«

»Ja, Sir.«

»Bitte.« Der Lord deutete auf eine Sitzgruppe aus feinstem Leder.

Auch sie schien schon ihre Jahrhunderte auf dem Buckel zu haben.

Der Geisterjäger nahm Platz.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte der Lord höflich.

»Nein danke.«

Lord Parson lehnte sich zurück. »Ich kann mir denken, weshalb Sie gekommen sind, und ich habe Ihren Besuch auch erwartet. Man hat mich vom Dorf aus angerufen. Sie kommen aus London und haben irgendwie erfahren, was hier vorgegangen ist. Ich möchte Ihnen schon vorweg sagen, daß Sie mit meiner Hilfe rechnen können. Ich weiß, daß das Grab meines Sohnes leer ist. Es ist etwas Unvorstellbares passiert, wofür ich vielleicht eine Erklärung habe.«

John Sinclair war über die Eröffnung des Gesprächs verwundert. Er hatte gedacht, der Lord würde alles ableugnen, aber daß er ihm seine Hilfe anbot, wunderte und erfreute John Sinclair gleichzeitig.

»Erzählen Sie mir von Ihrem Sohn«, bat der Oberinspektor.

»Er ist nicht mein Sohn«, erwiderte Lord Parson hart.

»Nicht?« John schluckte. »Ich verstehe nicht…«

»Das will ich Ihnen gerade erklären, Herr Oberinspektor.« Der Lord begann von Anfang an. Er berichtete, was ihm seine Frau am Tage des Unglücksfalles eröffnet hatte, und daß ihn sein Sohn hatte umbringen wollen. Mit einem Messer.

»Er hat seine Hand gegen den Ziehvater erhoben«, sagte der Lord mit leiser Stimme, »und die alte Legende hat sich erfüllt. Wer die Hand gegen die Eltern erhebt, dem wird sie aus dem Grab wachsen. Ich war nicht einmal überrascht, als dieses Ereignis eingetreten ist«, sagte der Lord. »Ferner wundert es mich auch nicht, daß Ritchie sein Grab verlassen hat. Er gehört zu einem Teil dem Teufel.«

John mußte die Neuigkeiten erst einmal verdauen. Dann fragte er:

»Haben Sie eine Ahnung, wo Ritchie jetzt steckt?«
Lord Parson sah den Geisterjäger lange an. »Ja«, erwiderte er mit leiser Stimme.
»Und?«
»Wahrscheinlich in diesem Haus, Herr Oberinspektor!«

***

Um gewisse Gesetze und Regeln hatte sich der Reporter Jo Brown noch nie gekümmert. Fand er zum Beispiel einmal einen Hauseingang verschlossen vor, wich er auf die feine, nicht eben englische Art aus.
Er kam dann durch die Hintertür.
Und die zweite Methode wollte er auch bei Lord Parson anwenden.
Seinen 2 CV hatte er in einem Waldweg untergestellt. Der Wagen war kaum zu entdecken, wenn man nicht genauer hinsah. Daß die beiden Vorderräder dabei einen Ameisenhügel berührt hatten, das hatte den Reporter nicht weiter gestört.
Seine Ameisen kribbelten woanders. Unter der Haut.
Ja, Jo Brown war nervös.
Die teure Kamera hatte er sich um den Hals gehängt. Er mußte sie immer mit einer Hand festhalten, als er durch den Wald hüpfte. Hüpfen war genau der richtige Vergleich, denn Jo Brown hatte es ziemlich eilig. Er mußte immer wieder querlaufende Baumwurzeln überspringen oder zu tief hängenden Ästen ausweichen.
Er näherte sich von Osten dem großen Grundstück der Parsons. Es war durch einen hohen schmiedeeisernen Zaun eingefriedet worden. Das Eisen hatte im Laufe der Jahre Patina und Rost angesetzt.
Schon bald hatte der Reporter den Zaun erreicht. Er war etwas außer Atem geraten und nahm sich zum x-tenmal vor, weniger als dreißig Zigaretten zu rauchen.
Jo Brown peilte am Zaun hoch. Der bedeutete für ihn kein Hindernis, trotz der spitzen, in den Himmel ragenden Pfeile. Er hatte schon ganz andere Sachen überklettert. Und Hunde gab es auf dem Grundstück auch nicht, danach hatte er sich schon erkundigt.
Ja Brown hangelte sich an den etwa armbreit auseinanderstehenden Stangen hoch. Oben angelangt, überstieg er vorsichtig die Spitzen, die vom Rost zerfressen, aber trotzdem noch höllisch gefährlich waren.
An der anderen Seite ließ sich der Reporter kurzerhand fallen. Weich landete er auf dem Rasen, verharrte aber nicht lange auf dem Platz, sondern flitzte hinter einem Baumstamm in Deckung.
Hier peilte er erst einmal die Lage.
Vor sich sah er die Rückseite des Gutshauses. Sie war weniger schön als die Vorderseite, besaß eine glatte Fassade und lange hohe Fenster, deren Scheiben durch die von innen vorgezogenen Stores sehr dunkel wirkten.

Jo Brown hatte scharfe Augen, und er entdeckte auch die schmale Tür des Lieferanteneingangs, mit denen solche Häuser oft ausgestattet waren. Der Reporter rieb sich die Hände.

Das lief ja alles wie am Schnürchen.

Einen Plan hatte er sich auch schon zurechtgelegt. Er wollte den Keller näher unter die Lupe nehmen. Wenn der Tote wirklich dem Grab entstiegen war, dann hielt er sich bestimmt tagsüber versteckt. Und am besten eignete sich dafür ein Keller.

Jo Brown lief los. Er war ein guter Sprinter, und seine Füße schienen kaum den Rasen zu berühren. Der Wind fing sich in den Falten seines Parkas und ließ den Stoff flattern.

Der Reporter hatte eine gehörige Strecke zu überwinden, und als er endlich die Rückseite des Gebäudes erreicht hatte, war er doch etwas außer Atem.

Jetzt sah er auch, daß das Haus eine Renovierung sehr nötig gehabt hätte. Die Fassade war doch ziemlich rissig. Ganze Brocken von Putz waren an einigen Stellen herausgefallen und hatten tiefe Löcher hinterlassen, in denen grün schimmerndes Moos wuchs.

Der Lieferanteneingang befand sich zu ebener Erde. Eine einfache Holztür, deren Schloß auch nicht unbedingt kompliziert aussah.

Im Knacken von Schlössern hatte der junge Reporter ebenfalls Routine. Vor Jahren – in seiner richtigen Sturm- und Drangzeit – hatte dies zu seinen leichtesten Übungen gehört. Und entsprechendes Gerät trug er immer bei sich.

Auch dieses Schloß bot ihm so gut wie keinen Widerstand. Nur knarrte die Tür häßlich in den Angeln, und das störte ihn doch.

Sachte drückte er sie hinter sich wieder ins Schloß.

Jo Brown sah sich um. Er stand in einem schmalen Gang, der in eine Tür mündete, die halb offen stand. Aus dem dahinter liegenden Raum drangen Küchendüfte an seine Nase.

Augenblicklich verspürte Jo ein Hungergefühl.

Er schlich in die Küche.

Alles war peinlich aufgeräumt. Töpfe und Pfannen glänzten, und auch in der Herdplatte konnte man sich spiegeln.

Doch Jo interessierte sich nur für die Tür. Sie führte bestimmt in den Keller.

Und sie war abgeschlossen.

Schon verhärtete sich Jos Verdacht. Vor Aufregung bekam er ganz rote Ohren. Er mußte an das Gespräch mit seinem Verleger denken, den er vor einer Stunde noch angerufen hatte.

Nur dranbleiben, hatte ihm der Alte gesagt. Egal, mit welchen Mitteln. Der Verleger wollte die Sache mit der schwarzen Hand ganz groß rausbringen. Und er war auch scharf auf die Fotos. Als ihm Jo Brown noch mitgeteilt hatte, daß er von der echten Leiche noch

Aufnahmen schießen wollte, war der Alte fast verrückt geworden. Seine Laune war so gut geworden, daß er Jo sogar den Vorschuß geschenkt hatte. Etwas, das noch nie bei ihm vorgekommen war.

Daran mußte Jo denken, als er an dem Schloß herumwerkelte. Es war komplizierter als das der Hintertür.

Immer wieder legte der Reporter eine Pause ein, um zu lauschen. Er war schon in Schweiß gebadet. Die ›Arbeit‹ zerrte doch an seinen Nerven.

Einmal hörte er Stimmen. Männerstimmen. Die eine kannte er. Sie gehörte John Sinclair, dem Bullen.

Wenn der jetzt in die Küche kam…

Er kam nicht.

Und plötzlich schnappte auch das Schloß zurück. Dem Reporter fiel ein Stein vom Herzen.

Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Er drückte die Klinke nach unten und schob sich durch die Türöffnung in das dahinter liegende Dunkel.

Nach einem Schritt blieb Jo sicherheitshalber stehen. Wie gut er daran getan hatte, sah er, als er die kleine Bleistiftlampe aufstrahlen ließ und den Boden vor sich anleuchtete.

Er stand auf einer Treppenstufe.

Ein Schritt weiter, und er wäre im Dunkeln die Treppe hinunter in die Tiefe gestürzt.

Glück muß der Mensch haben, dachte Jo und machte sich daran, in den Keller zu steigen.

Die Treppe war ziemlich lang, mit hohen Stufen und einem einfachen Eisenhandlauf.

Am Ende der Treppe fand Jo Brown sich in einem Weinkeller wieder.

Was dort in den hölzernen Regalen lagerte, das reichte aus, um eine ganze Kompanie betrunken zu machen. Die Flaschen waren nach Jahrgängen geordnet. Auf vielen lag eine dicke Staubschicht.

Jo stellte schon bald fest, daß er in einem riesigen Gewölbe gelandet war.

Eine hohe Decke, abgestützt durch dicke Säulen, und die wiederum waren mit Rundbögen verbunden.

Immer tiefer ging der Reporter in den Keller. Er erreichte das Ende der Regale und stand dann vor einer Wand, an der es feucht herablief. Jo Brown ließ den feinen Lampenstrahl nach links wandern und erkannte einige klobige Gegenstände, die durch Decken geschützt waren.

Wahrscheinlich Möbel, kombinierte der Reporter.

Aber von Ritchie Parson keine Spur.

Oder?

Jo Brown sah nicht den Arm, der aus einer Gasse zwischen zwei

Weinregalen hervortauchte. Und er sah nicht die schwarze Hand, deren Finger zur Klaue gekrümmt war.

Ritchie Parson hatte den Eindringling schon lange bemerkt. Und er wußte auch, daß dieser Mann nicht zum Haus gehörte. Er war ein Fremder. Wenn er Ritchie entdeckte, dann war es aus.

Darum mußte der Mann sterben.

Für den lebenden Toten gab es gar keine andere Alternative.

Der ahnungslose Narr wandte Ritchie den Rücken zu. Er leuchtete mit seiner Minilampe das Gemäuer ab, ließ die Lampe kreisen, und der Strahl beschrieb helle Kurven.

Ritchie war nur noch drei Schritte von dem Reporter entfernt.

Das Totenhemd des Jungen schimmerte in der Dunkelheit. Das Gesicht war grausam verzogen, die Mörderhand zum tödlichen Griff bereit.

Wieder ging Ritchie einen Schritt vor.

Und Jo Brown merkte noch immer nichts.

Doch plötzlich versteifte er sich. Seine empfindliche Nase hatte einen bestimmten Geruch wahrgenommen. Den Geruch von Moder, Erde – und Friedhof.

In Jos Hirn schrillten die Alarmglocken.

Er warf sich herum.

Und starrte in Ritchie Parsons verzerrtes Gesicht.

Ein, zwei Herzschläge lang war Jo Brown völlig fassungslos. Obwohl er damit gerechnet hatte, den lebenden Toten zu finden, schockte ihn der Anblick doch.

Und diese Zeitspanne kam Ritchie zugute.

Er hob den Arm.

Im gleichen Augenblick stieß der Reporter einen gellenden Schrei aus, der aber einen Lidschlag später verstummte, als die schwarze Hand gnadenlos zupackte…

***

Nach der folgenschweren Antwort des Lords schwiegen die beiden Männer. Averell Parson hatte den Blick gesenkt und starrte auf seine Schuhspitzen.

John Sinclair kniff leicht die Augen zusammen. Seine Gesichtszüge hatten sich verhärtet.

Dann fragte der Oberinspektor: »Wo kann sich Ihr Sohn befinden?«

Lord Parson hob den Blick, sah John Sinclair an und zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht.« Der Lord legte eine kleine Sprechpause ein und wischte sich über die Stirn. »Vielleicht kann Ihnen meine Frau Auskunft geben, Herr Oberinspektor.«

John fixierte den Lord scharf. »Haben Sie irgendeinen Verdacht, Sir? Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

»Nein, das nicht. Aber ich kann logisch denken. Meine Frau war die einzige Kontaktperson des Kindes. Zu mir hatte Ritchie kaum ein Verhältnis. Und es ist nur natürlich, daß Ritchie sich an sie wendet.«

»Aber Sie müssen doch etwas bemerkt haben«, sagte John Sinclair.

»Nein. Dank einiger Schlaftabletten habe ich in der letzten Nacht wirklich fast wie ein Toter geschlafen. Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen da nicht helfen.«

»Und Ihr Diener?«

»James?« Der Lord lachte leise. »James schläft im anderen Trakt des Hauses. Ich glaube nicht, daß er etwas bemerkt hat.«

»Gut, Sir, dann werde ich mich an Ihre Frau wenden müssen.«

Der Lord erhob sich. »Ich begleite Sie, Herr Oberinspektor.«

Die beiden Männer gingen die Treppe hoch. »Was ich Ihnen noch sagen wollte.« Der Lord hielt den Geisterjäger am Ärmel seines Jacketts fest. »Sie werden von meiner Frau kaum die Auskünfte bekommen, die Sie sich wünschen. Sie hält zu Ritchie. In jeder Beziehung. Denken Sie bitte daran.«

»Danke, ich werde es mir merken.« Wenig später standen sie vor der Tür zu Lady Parsons Zimmer. Aus den Augenwinkeln hatte John Sinclair die Ahnengalerie der Parsons gesehen. Sie war beachtlich.

Der Lord klopfte an die weiß lackierte massive Holztür.

»Ja?« ertönte eine Stimme.

»Ich bin es, Dorothy. Hier möchte dich jemand sprechen.«

»Aber ich will mit niemandem reden. Sage dem Mann, er soll verschwinden und mich in Ruhe lassen.«

Lord Parson warf John Sinclair einen fragenden Blick zu.

»Lassen Sie mich mal machen«, flüsterte John. Er klopfte gegen die Tür und rief. »Sie werden öffnen müssen, Lady. Ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard. Die Fragen, die ich habe, dulden keinen Aufschub.«

Pause.

Dann, nach etwa einer Minute, als John fast die Geduld verloren hatte, die Stimme der Lady. »Es ist gut, Herr Oberinspektor. Ich werde Ihnen öffnen.«

John und der Lord blickten sich an.

Ein Schlüssel bewegte sich von innen im Schloß. Vorsichtig wurde die Tür aufgezogen.

Die beiden Männer standen Lady Parson gegenüber.

Einer alten Lady Parson.

Die vergangenen Tage hatten deutlich sichtbare Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Die tiefen Ränder unter den Augen, die welke Haut und die Haare, die ungepflegt am Kopf lagen. Die Lady trug ein graues Kleid. Vor der Brust baumelte eine echte Perlenkette. Die weißen, mattschimmernden Perlen paßten nicht zu dem faltigen

mageren Hals.

»Bitte kommen Sie herein«, sagte Lady Parson.

»Danke.« John ging als erster. Der Lord folgte ihm einen Schritt danach.

Seine Frau streifte ihn mit keinem Blick.

Im Zimmer roch es muffig. Es war lange nicht mehr gelüftet worden. Auf dem großen Bett stand ein Tablett mit Essensresten. Auf der anderen Betthälfte lagen Kleider verstreut herum. Die Vorhänge waren zugezogen. Auf dem wertvollen Schminktisch stand eine Batterie von Fläschchen und Flakons.

Sitzgelegenheiten gab es keine, wenn man von dem gedrechselten Stuhl vor dem Schminktisch absah.

John begann das Gespräch. »Sie werden sich denken können, Lady Parson, weshalb ich gekommen bin.«

»Nein, das kann ich nicht.« Die Lady war ans Fenster getreten. Sie hatte ihre Hände auf den Rand einer wertvollen Kristallvase gelegt und wandte John den Rücken zu.

Zwei Schritte hinter der Frau blieb der Geisterjäger stehen. »Es geht um Ihren Sohn Ritchie.«

»Er ist tot, Herr Oberinspektor. Es war ein Unglücksfall. Mein Mann kann es am besten bezeugen.«

Lord Parson wollte antworten, doch John schnitt ihm mit einer raschen Handbewegung das Wort ab. »Und eben am Tod Ihres Sohnes zweifeln wir, Lady Parson.«

Die Frau lachte gekünstelt. Noch immer zeigte sie den beiden Männern ihren Rücken. »Ritchie ist beerdigt worden. Wie können Sie so etwas behaupten?«

»Ganz einfach, Mrs. Parson. Sein Sarg ist leer!«

Die Lady versteifte sich. Schwer sog sie die Luft ein. »Und – und wenn es so wäre«, sagte sie leise. »Was habe ich denn damit zu tun, Herr Oberinspektor.«

»Sie hatten zu Ritchie das beste Verhältnis. Ich weiß, daß wir hier über sehr umstrittene Dinge sprechen. Normalerweise können Tote nicht mehr aus ihren Gräbern. Wenigstens nicht aus eigener Kraft. Aber es gibt Ausnahmen, Lady Parson. Ich habe in meiner Laufbahn schon einiges erlebt und mehr als einmal Tote auferstehen sehen. Wenn bestimmte Voraussetzungen erfüllt sind, ist dies durchaus möglich.«

»Und die, meinen Sie, wären bei Ritchie erfüllt.«

»Ja«, sagte John.

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Ihr Mann hat mir die Wahrheit erzählt. Ich weiß, daß nicht er der Vater ist…«

»Sondern?« fragte die Lady.

»Muß ich das sagen?«

»Nein, nein, schon gut. Sagen Sie mir jetzt konkret, was Sie von mir wollen.«

»Wo hält sich Ihr Sohn versteckt, Lady Parson. Sie wissen es. Sie sind…«

Plötzlich stutzte John.

Er hatte einen Schrei gehört. Zwar weit entfernt, aber doch noch zu verstehen.

Auch der Lord hatte ihn vernommen. Er blickte den Geisterjäger an.

»Das war im Keller«, sagte er.

»Dann nichts wie hin«, sagte John, drehte sich um und wollte losrennen.

»Halt!« Die scharfe Stimme der Lady ließ den Geisterjäger stocken.

Er wandte den Kopf und lief genau in einen mörderischen Schlag der Lady hinein.

Dorothy Parson hatte mit der Vase ausgeholt und sie John Sinclair über den Kopf geschmettert.

Sekundenlang stand John noch aufrecht. Dann knickten seine Beine ein, und er fiel mit einem dumpfen Laut auf den Teppich.

Das höhnische Lachen der Frau hörte er nicht mehr.

***

Jo Brown sah die schwarze Hand auf sich zuwischen und konnte im letzten Augenblick den Kopf zur Seite drehen.

Die Finger wühlten sich in seine rechte Schulter.

Es war ein harter, gemeiner Schlag, und der Schmerz schoß dem Reporter bis in die Fingerspitzen. Die kleine Lampe entglitt seiner Hand, fiel zu Boden, brannte dort weiter, und beleuchtete eine der Kellerwände.

Jo Brown taumelte zurück und drehte sich gleichzeitig zur Seite. Pfeifend sog er den Atem in die Lungen. Er war mit der Schulter gegen eines der zahlreichen Regale geprallt. Der angewinkelte Ellbogen stieß dabei vor eine Weinflasche. Sie wurde zurückgeschoben und klirrte gegen eine andere.

Und dieses Klirren brachte den Reporter auf eine Idee. Es mußte ihm gelingen, eine Flasche zu packen und sie dem Untoten über den Kopf zu schmettern.

Doch vorerst kam er nicht dazu. Er mußte dem nächsten Angriff des lebenden Toten ausweichen. Er schaffte es irgendwie. Die schwarze Hand donnerte dicht neben seinem Gesicht gegen eines der Regale. Es gab ein metallisches Klirren. Der Reporter glaubte sogar, Funken aufsprühen zu sehen.

Dann packte er eine Flasche.

Er bekam sie am Hals zu fassen und zog sie mit einem Ruck aus dem

Regal. Hastig sprang Jo Brown einen Schritt zurück. Und was er jetzt tat, war nur vom reinen Überlebenswillen diktiert.

Die Hand mit der Flasche pfiff durch die Luft. Er setzte den Schlag schräg von unten heran, doch dem Untoten gelang es, mit einer gedankenschnellen Bewegung auszuweichen. Zudem war es dunkel, und der lebende Leichnam war für den Reporter nur als Schatten zu erkennen.

Von seinem eigenen Schwung wurde Jo Brown nach vorn gerissen. Dabei geriet er ins Taumeln und hörte das höhnische Lachen des Jungen.

Er ahnte den Schlag mehr als er ihn sah. Und da traf die schwarze Hand seinen Nacken.

Ein bohrender Schmerz durchschoß die Schulter und den Kopf des Reporters. Vor seinen Augen funkten bunte Sterne auf. Rasend schnell kam der Boden auf ihn zugeflogen. Jo wollte nach Luft schnappen, doch seine Atmung schien stillgelegt zu sein.

Dicht neben der Lampe prallte der Reporter Jo Brown zu Boden.

Bewußtlos.

Ritchie Parson blieb neben seinem besiegten Gegner stehen. Er sah im Dunkeln wie eine Katze. Er überlegte, was er mit dem Mann machen sollte.

Ritchie Parson, dem menschliche Gefühle völlig fremd waren, kam schnell zu seinem Entschluß.

Tot war der Mann ja nicht, und wenn er aus seiner Ohnmacht wieder erwachte, gab er einen guten Zeugen ab.

Einen Zeugen, den Ritchie Parson auf keinen Fall gebrauchen konnte.

Er erinnerte sich daran, was ihn der Satan gelehrt hatte. Und er dachte an den alten Fatty, den er ja auch eiskalt umgebracht hafte. Genau wie er es mit seinem Vater vorgehabt hatte.

Ritchie Parson sah nicht ein, daß er diesen Mann am Leben lassen sollte.

Nein, es gab keinen Grund.

Ritchie Parson ging in die Knie. Unendlich langsam hob er die schwarze Mörderhand, um sie im nächsten Augenblick auf sein Opfer zurasen zu lassen…

***

Der Lord begriff gar nicht so schnell, was seine Frau da eigentlich getan hatte. Blicklos starrte er auf den am Boden liegenden bewußtlosen John Sinclair.

Erst Dorothys Stimme riß ihn aus einer Lethargie. »Das hat der Bastard verdient!« zischte sie haßerfüllt.

Der Lord schüttelte den Kopf. »Um Himmels willen, Dorothy, wie konntest du nur?«

Die Frau lachte schrill. »Er hätte unsere Pläne gestört.« Sie blickte auf die Vase, die den Schlag gegen John Sinclairs Kopf unbeschädigt überstanden hatte. Nur am unteren Rand klebte ein kleiner Blutflecken.

»Und was machen wir jetzt mit ihm?« fragte der Lord mit rauher Stimme. »Wir können ihn doch nicht so liegen lassen. Ich werde auf jeden Fall dafür sorgen…«

»Du wirst gar nichts, Averell«, unterbrach ihn die harte Antwort seiner Frau. »Du wirst nämlich genau das tun, was ich sage.« Sie stellte die Vase weg. »Faß mit an.«

»Ich soll…«

»Ja, zum Teufel!«

Lady Parson war nicht mehr zu halten. Aus ihr war eine Furie geworden. Sie war nicht besser als ihr Sohn. Beide waren nur noch ein Spielzeug des Teufels.

Lord Parson schüttelte den Kopf. »Erst will ich wissen, was du mit ihm vorhast.«

»Wir schaffen ihn in den Keller.«

»Und dann?«

Lady Parson kicherte häßlich. »Sei doch nicht so naiv«, sagte sie. »Dort unten befindet sich Ritchie. Er wird schon wissen, was er mit diesem Schnüffler anzustellen hat.«

Der Lord trat einen Schritt zurück. »Nein!« flüsterte er. »Ich… das geht nicht. Dann – dann ist es also wahr, was der Oberinspektor vermutete?«

Er warf alles durcheinander.

»Natürlich ist es wahr, du Idiot. Ich habe Ritchie dort unten versteckt. Er ist in der letzten Nacht gekommen. Er hat mich gesucht, ja, ich habe sogar auf ihn gewartet. Noch ist er mein Sohn.«

»Dein Sohn!« Der Lord schleuderte seiner Frau die Worte ins Gesicht. »Ritchie ist ein Machwerk des Teufels.«

»Ja, auf das ich sogar stolz bin. Und du, mein lieber Averell, kannst auch nicht mehr aussteigen.« Das Gesicht der Lady verzerrte sich zu einer Fratze. »Du kennst doch das Sprichwort. Mitgefangen – mitgehangen. Glaubst du denn im Ernst, dir würde jemand abnehmen, daß du von all dem nichts gewußt hast? Das bilde dir nur nicht ein. Und jetzt will ich keine Zeit mehr verlieren. Hilf mir.«

Der Lord stand da mit gesenktem Kopf. Er hatte plötzlich begriffen, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als seiner Frau zu gehorchen. Er fühlte sich leer und ausgepumpt. Aus ihm war in den letzten Minuten ein Wrack geworden. Er war um Jahre gealtert.

»Wie lange soll ich denn noch warten?« drang die scharfe Stimme seiner Frau an seine Ohren.

Der Lord blickte auf. »Ja, ja, schon gut.«

»Nimm du die Schultern.«

Der Lord ging um den Bewußtlosen herum, bückte sich und legte seine Hände unter John Sinclairs Achselhöhlen. Der Geisterjäger war schwer, und der Adelige hatte Mühe, ihn vom Boden hochzuheben. Als seine Frau das bemerkte, zuckte ein verächtliches Grinsen um ihre Mundwinkel. Der Kerl würde sein Fett noch bekommen, da war sie ganz sicher. Was Ritchie vor einigen Tagen nicht geschafft hatte, würde er heute sicherlich beenden.

Mit der Hacke stieß Lady Parson die halb offen stehende Tür völlig auf.

Dann trat das Ehepaar mit seiner menschlichen Last auf den Flur hinaus.

Der Lord war es nicht gewohnt, schwer zu tragen, und schon jetzt schimmerten von der Anstrengung Schweißperlen auf seiner Stirn.

»Halte ja durch!« drohte Lady Parson.

Ihr Mann wollte eine Pause einlegen, doch die Lady schüttelte nur den Kopf.

Mit einigen Schwierigkeiten schafften sie die Treppenstufen. Zweimal wäre Averell Parson bald ausgerutscht, hatte sich aber im letzten Augenblick noch immer fangen können.

Unten angekommen, steuerten sie die Küche an.

Der Lord wankte plötzlich. »Ich – ich kann nicht mehr«, stöhnte er, sackte in die Knie und riß John Sinclairs Oberkörper dabei mit. Der bewußtlose Geisterjäger fiel mit dem Hinterkopf auf den Boden. Zum Glück dämpfte der dicht geknüpfte Teppich den Aufprall.

»Du Schlappschwanz!« zischte die Lady. »Ich habe es doch immer gewußt, dass mit dir nichts anzufangen ist. Los, in zwei Minuten geht es weiter.«

Der Lord saß auf dem Boden und nickte ergeben.

Genau zur vereinbarten Zeit, trieb ihn die Lady wieder hoch. Averell Parson warf noch einen Blick in das Gesicht des Oberinspektors. Es war sehr bleich, wirkte wächsern und erstarrt. John hatte die Augen geschlossen. Ein dünner Blutfaden rann von seiner Schläfe herab und versickerte in den Augenbrauen.

Dorothy Parson hatte inzwischen die Küchentür geöffnet und auch die Tür zum Keller.

Abermals hob das ungleiche Ehepaar den Geisterjäger an. Der Lord hatte sich wieder etwas erholt. Als sie den Beginn der Kellertreppe erreichten, knipste Lady Parson das Licht an. Gewohnheitsmäßig warf sie einen Blick in das Gewölbe.

Im gleichen Augenblick zuckte sie wie elektrisiert zusammen. Sie sah ihren Sohn Ritchie. Er kniete am Boden, neben einem Mann, der einen grünen Parka trug. Ritchie hatte den rechten Arm erhoben. Deutlich zeichnete sich die schwarze Hand ab.

Es war klar, daß Ritchie in der nächsten Sekunde zuschlagen würde…

***

Auch der Lord hatte seinen ›Sohn‹ gesehen.

»Nein!« schrie er. »Nicht! Um Gottes willen…«

Ritchie sprang auf. Er ließ von seinem Opfer ab. Somit hatte Lord Parson den Reporter Jo Brown erst einmal gerettet.

Ritchie lief auf die Treppe zu. Vor der untersten Stufe blieb er stehen.

Er sah schrecklich aus in seinem langen Totenhemd und mit dem wächsernen Gesicht, in dem die blicklosen Augen auf seine Mutter gerichtet waren.

»Warte noch«, sagte die Lady. »Wir bringen dir noch jemanden. Dann kannst du sie beide töten!«

Die Lady kicherte dabei. Dann wandte sie sich an ihren Mann. »Los, komm!«

Beide hielten John Sinclair noch immer fest. Jetzt trugen sie ihn die Treppe hinunter.

Ritchie machte Platz. Er hatte noch immer nichts gesagt, drehte sich schweigend um und löschte das Licht.

Es wurde ziemlich dunkel. Nur von der Küche her fiel noch Lichtschein in den Keller, der sich jedoch im Hintergrund des Gewölbes verlor.

John wurde auf den kalten, feuchten Boden gelegt.

Lady Parson ging auf Ritchie zu. Es machte ihr nichts aus, den lebenden Leichnam zu umarmen. »Mein Junge«, sagte sie.

Der Lord schüttelte sich, als er die Szene sah.

Lady Parson ließ Ritchie los. Sie deutete auf Jo Brown. »Wer ist es?« wollte sie wissen.

Der Untote hob die Schultern. »Ich weiß es nicht«, erwiderte er mit dumpfer Stimme, die seinem Ziehvater einen Schauer über den Rücken jagte. »Er ist hier eingedrungen. Ich habe ihn gesehen, als er durch den Keller schlich. Ich wollte ihn töten, aber dann seid ihr gekommen.«

»Das kannst du nachholen«, sagte Lady Parson, die sich bei allem mit ihrem Sohn identifizierte. »Du hast jetzt drei Opfer, um dem Satan zu beweisen, wie sehr du zu ihm hältst.«

»Wieso drei?« fragte Ritchie.

Die Frau lachte. »Er.« Sie deutete auf Jo Brown. »Dann diesen Oberinspektor. Und…« Jetzt wandte die Lady sich um und zeigte auf ihren eigenen Mann. »Und ihn!«

Der Lord hatte das Gefühl, von einem Hammerschlag getroffen zu werden. Plötzlich war er sich der Gefahr bewußt, in die er sich selbst hineinmanövriert hatte. Wie ein Trottel war er in die Falle gegangen.

Und jetzt war es zu spät.
Ein diabolisches Lachen drang aus dem Mund des *Wiedergängers*. »Ja«, sagte er, »wenn diese drei aus dem Weg geräumt sind, kann ich mit meiner großen Aufgabe beginnen. Wen soll ich mir zuerst vornehmen?«
Lady Parson streckte den rechten Arm aus und zeigte auf ihren eigenen Mann.
»Ihn!« sagte sie!

***

James, der Butler, war vom Personal als einziger noch zurückgeblieben. Die anderen Bediensteten hatte der Lord beurlaubt. Nur auf James hatte er nicht verzichten wollen.
James gehörte so gut wie zum Inventar. Er arbeitete schon seit Jahrzehnten für die Parsons und hatte schon die Mitte des Lebens überschritten. Zweiundsechzig Jahre alt war er vor zwei Monaten geworden. Und wenn der Lord ihn mal nicht mehr brauchte, dann wollte James von seinem gesparten Geld leben. In seinem Alter bekam man keine neue Stelle mehr. Außerdem ging es dem englischen Adel finanziell nicht gerade blendend, von einigen Ausnahmen mal abgesehen.
Obwohl James, wie gesagt schon einige Jahre auf dem Buckel hatte, war sein Gehör noch ausgezeichnet. Auch er hatte in den letzten Nächten so gut wie kein Auge zugetan, und obwohl er keine Fragen an den Lord gestellt hatte, war ihm doch nicht entgangen, was sich im Hause ereignet hatte.
James litt unter den Vorfällen, hütete sich jedoch, ein Wort verlauten zu lassen.
Lady Parson hatte er schon seit Tagen nicht gesehen, und auch der Lord hatte ihm nur die nötigsten Anweisungen gegeben.
Wieder war ein Tag vergangen, die Dunkelheit kam, und wieder konnte James nicht schlafen. Sein Zimmer befand sich in einem Seitentrakt des Gutshauses. Es war ziemlich geräumig. Nebenan gab es eine kleine Dusche. Die beiden Fenster des Wohnraumes wiesen zur Rückfront hin. Sie waren sehr hoch und besaßen dicke Scheiben.
Auf und ab wanderte der alte Diener. Ab und zu blieb er vor seinem Waffenschrank stehen, in dem nur ein Gewehr stand. Es war eine Flinte aus dem neunzehnten Jahrhundert. Angeblich hatte sie einem Trapper gehört, der wiederum ein entfernter Verwandter des Dieners gewesen war.
James hatte das Gewehr immer gepflegt. Er hatte es vom Rost befreit und mindestens dreimal in der Woche mit leichtem Waffenöl eingerieben.
Geschossen hatte er nur einmal mit dem Gewehr. Das war vor zwei

Jahren gewesen, als sich eine Gruppe Hippies auf den Gutspark verloren hatte. Es war aber nur ein Warnschuß gewesen. Die Kugel war in den Nachthimmel gefegt.

Die Stunden verstrichen.

James fühlte sich einsam. Geheiratet hatte er nie. Er stand auf dem Standpunkt, daß sich dieses nicht mit seinem Job vertrug. Und jetzt fühlte er die Einsamkeit doppelt.

Schließlich hielt er es in seinem Zimmer nicht mehr aus und betrat den Gang.

Er führte in den Mittelteil des Hauses und war mit wertvollen Läufern ausgelegt. Es brannte nur die Notbeleuchtung. Einsame Lichtflecken im Dunkel des Hauses.

Unbeweglich blieb James vor einem der hohen Fenster stehen. Er lauschte, achtete auf jedes fremde Geräusch, das in dem Haus zu hören war.

Der Oberinspektor von Scotland Yard war bisher noch nicht wieder gegangen.

Dann schreckte James plötzlich hoch.

Er hatte die Stimme der Lady vernommen.

Sie klang erregt, beinahe hysterisch und war sogar bis zu seinem Standort zu hören.

James runzelte die Stirn.

Etwas war dort nicht in Ordnung, das hörte und spürte er.

Er dachte an das seltsame Benehmen der Lady, und er hatte auch erfahren, daß das Grab auf dem Friedhof leer war. Der Tote war dem feuchten Erdreich entstiegen.

War er in das Gutshaus zurückgekommen?

James nahm es sehr stark an.

Wieder hörte er die Stimmen. Jetzt vernahm er auch den Lord, konnte aber nicht verstehen, was er sagte.

Kurzentschlossen machte der Diener kehrt und ging zurück in sein Zimmer. Vor dem Waffenschrank blieb er einige Herzschläge lang stehen. Er überlegte, ob er sein Vorhaben tatsächlich ausführen sollte. Dann nickte er entschlossen, holte den Schlüssel aus seiner Westentasche hervor und schloß den Schrank auf.

Beinahe behutsam nahm er das Gewehr aus der Halterung. Es war geladen. Während der Butler das Zimmer verließ, hielt er die Waffe in Hüftanschlag.

Langsam durchwanderte er den langen Gang.

Jetzt konnte er nichts mehr hören, und als er in die Nähe der Küche kam, sah er, daß dort Licht brannte.

James warf einen vorsichtigen Blick durch die Tür.

In der Küche befand sich niemand. James sah aber, daß die Tür zum Keller offen stand. Und von unten aus dem Gewölbe erklangen

Stimmen.
Mit vorsichtigen Schritten schlich der Butler durch die Küche. Er war noch drei Schritte von der Kellertür entfernt, als er ein gräßlich klingendes Lachen hörte.
Dem Butler lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er kannte das Lachen. Hatte es schon einige Male vernommen.
Nur Ritchie Parson lachte so.
Er war also doch da. War wiedergekommen.
Der Butler faßte die Flinte fester. Tief atmete er ein. Machte die letzten Schritte auf die Tür zu.
Ritchie Parson sagte etwas, aber James konnte nur den letzten Satz verstehen. »Wen soll ich mir zuerst vornehmen?« hörte er den Widergänger fragen.
»Ihn!« antwortete Lady Parson.
Der Butler wußte nicht genau, wer mit ihn gemeint war, ahnte aber, daß es der Lord sein konnte, und daß er vielleicht Hilfe brauchte.
James riß die Tür auf, und noch in der gleichen Sekunde drehte er den Lichtschalter herum…

***

Irgend jemand hatte mal gesagt, John Sinclair müsse einen Schädel aus Eisen haben. Und dazu noch die Konstitution eines ausgewachsenen Grizzly-Bären.
Vielleicht hatte dieser Mann sogar recht, denn John war schon zu sich, gekommen, als sie ihn die Kellertreppe hinuntergetragen hatten. Nichts hatte er sich anmerken lassen, obwohl in seiner Schläfe ein Bergwerk zu existieren schien, in dem tausend kleine Teufel hackten und hämmerten.
Mit Gewalt hatte John Sinclair ein Stöhnen unterdrücken können. Aus halb geschlossenen Augenlidern hatte er seine Umgebung beobachtet.
Zum erstenmal sah John Sinclair den lebenden Toten. Und er nahm den Geruch von Moder und feuchter Erde wahr. John hatte Ritchie beobachtet. Unvorstellbar, daß dieser Junge vom Satan besessen war. Wenn seine etwas hölzern wirkenden Bewegungen nicht gewesen wären, hätte man ihn für einen Lebenden halten können. Nur der stumpfe, völlig leere Blick seiner Augen paßte nicht zu diesem Bild.
Und die schwarze Hand!
Sie war zur Kralle gekrümmt. Die dunkle Haut endete am Ellbogen.
Ein schreckliches Mordwerkzeug.
Während John weiterhin den Bewußtlosen spielte, hörte er dem Dialog zwischen Mutter und Sohn zu. Und er bekam auch heraus, daß der Lord zu seinen Taten gezwungen worden war.
Dann – als sich die Situation zuspitzte und John Sinclair schon

eingreifen wollte, kam ihm jemand zuvor.

Plötzlich wurde es hell.

Der Wiedergänger, der schon einen Schritt auf seinen schreckensstarren Ziehvater zugegangen war, blieb stehen. Mit einem Wutschrei auf den blutleeren Lippen fuhr sein Kopf herum. Sein Blick fixierte den oben am Ende der Treppe stehenden Butler, der sein Gewehr in Anschlag hielt.

Die Mündung zeigte nach unten, auf Ritchie Parson.

»Halt!« schrie der Butler. »Keinen Schritt weiter.«

Er kann mit dem Gewehr gegen einen Untoten nichts ausrichten, schoß es John durch den Kopf.

»James!« kreischte Lady Parson. »Sind Sie wahnsinnig? Verschwinden Sie! Sofort! Ich befehle es Ihnen!«

»Nein!« Stur schüttelte der Butler den Kopf. Er tat genau das Gegenteil von dem, was Lady Parson gewollt hatte. Er kam die Stufen hinunter. Dabei hielt er sein Gewehr schußbereit.

Der Lord begann plötzlich zu lachen. Es war mehr ein irres Kichern und hallte schrecklich durch das Gewölbe.

»Sei ruhig!« brüllte die Lady. Dann: »Ritchie, los, nun mach doch endlich was!«

Aber Ritchie Parson tat vorerst gar nichts. Die plötzliche Helligkeit hatte ihn aus der Fassung gebracht, ihn regelrecht geschockt. Untote vertrugen kein Licht.

John Sinclair hatte die Beine angezogen. Niemand hatte bisher mehr auf ihn geachtet. Das plötzliche Auftreten des Butlers war ihm wie ein Geschenk des Himmels vorgekommen.

Der Geisterjäger ignorierte die Schmerzen in seinem Schädel und gelangte in eine kniende Stellung.

Währenddessen kam der Butler immer weiter die Treppe herunter. Sein Gesicht war eine starre Maske.

Da rannte Ritchie los. Und er tat es, bevor John Sinclair noch eingreifen konnte.

Ritchie hetzte auf die Treppe zu, jagte die Stufen hoch und kam wie ein Rammbock auf den Butler zugesprintet.

James schoß.

Der Donner des Schusses brach sich vielfach an den Wänden des Kellergewölbes. Und er übertönte Lady Parsons gellenden Schrei, die große Angst um ihren Sohn hatte.

Ritchie nahm die Kugel voll.

Sein Lauf wurde gestoppt – aber nicht aufgehalten.

Der Butler hatte Ritchie Parson mitten in die Brust getroffen. Das schwere Kaliber hatte ein faustgroßes Loch gerissen, doch Blut sprudelte nicht aus der Wunde.

James wankte.

Fassungslos starrte er auf den lebenden Leichnam. Es war für ihn unbegreiflich, was er zu sehen bekam. Die Arme, die das Gewehr hielten, sanken nach unten, als wäre die Waffe plötzlich zentnerschwer geworden.

Und Ritchie kam.

Drei Stufen trennten ihn noch von dem Butler. Den rechten Arm hatte er hoch erhoben, die schwarze Hand war bereit, zuzuschlagen.

Da flitzte John Sinclair los. Er mußte den Diener retten, doch John hatte nicht mit der Reaktionsfähigkeit der Lady gerechnet. Während der Butler mit dem Untoten auf der Treppe kämpfte, warf sie sich dem Oberinspektor entgegen.

Dicht vor seinen Augen sah John blutrot gefärbte Fingernägel auftauchen.

Völlig ausweichen konnte er nicht mehr. Drei Nägel streiften seine linke Wange und wirkten wie Messer. Sie zogen blutige Streifen bis zum Hals.

Lady Parson hatte sich mit ihrem vollen Körpergewicht gegen den Geisterjäger geworfen, der aus seinem Laufrhythmus gekommen und zur Seite getaumelt war.

Die Person war nur noch eine kreischende Furie.

»Ich bring dich um!« schrie sie und schüttelte dabei wild den Kopf, während sie immer wieder versuchte, mit ihren Fingernägeln John Sinclair die Augen auszukratzen.

Jetzt konnte der Geisterjäger keine Rücksicht mehr nehmen. Er hörte auch den röchelnden Laut, den der Butler ausstieß.

John Sinclair packte zu. Er bekam die Lady an den Schultern zu fassen und schleuderte sie herum. Dann ließ er eine Hand los und schlug ihr zweimal links und rechts gegen die Wangen.

Wimmernd sank Lady Parson zu Boden. Tränenbäche stürzten aus ihren Augen. »Ritchie!« jammerte sie. »Hilf mir doch, Ritchie. Komm, komm her!«

Und Ritchie hörte den Ruf.

Wie ein Stück Holz warf er den Diener von sich. Der leblose Körper rollte die Stufen herunter.

Und Ritchie Parson machte sich jetzt bereit, John Sinclair zu töten…

***

Die letzten beiden Stufen sprang Ritchie Parson mit einem gewaltigen Satz herunter. Er hatte kaum den Boden berührt, als er auch schon mit John Sinclair zusammenprallte.

Der Geisterjäger hatte beide Hände zu harten Fäusten geballt und noch soviel Schwung, daß der Untote zur Seite gestoßen wurde und gegen ein Regal fiel.

Der Oberinspektor bückte sich und packte gedankenschnell das

Gewehr, das der Butler hatte fallen lassen. Hinter ihm kreischte und heulte Lady Parson in einem. Zwischendurch feuerte sie Ritchie immer wieder an.

»Kill ihn, Ritchie!« schrie sie. »Los, bring ihn um, diesen dreckigen Schnüffler.«

John Sinclair befand sich im Nachteil. Er hatte keine magische Waffe bei sich, mit der er den Untoten hätte zur Strecke bringen können. Seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta lag im Bentley.

Ritchie griff an.

Er hatte den Aufprall gegen das Regal ohne Schaden genommen zu haben überstanden und konzentrierte nun all seinen Haß und seine Wut auf den Geisterjäger.

Die schwarze Hand sollte die Entscheidung bringen!

Wie ein Schwert pfiff sie durch die Luft…

Blitzschnell riß John Sinclair das Gewehr hoch.

Mit tödlicher Wucht hämmerte die schwarze Hand auf den Lauf der Waffe. Dabei stieß Ritchie einen irren Schrei aus.

John Sinclair konnte das Gewehr nicht mehr halten. Einem Streichholz gleich wurde es ihm aus den Fingern gefegt und prallte mit metallischem Klang zu Boden. John erhaschte einen Blick auf die Waffe und sah, daß Ritchies Schlag den Lauf verbogen hatte. Mit soviel Wucht war er geführt worden.

Der Geisterjäger sprang zurück. Er geriet dabei in Lady Parsons Nähe. Die Frau wollte nach seinem Bein greifen, doch John trat die Hand weg.

Die Lady schrie und fluchte.

Ritchie Parson kämpfte weiter. Er ließ John keine Sekunde zur Ruhe kommen. Stieß, schlug und hämmerte mit seiner Hand nach dem Oberinspektor, und John hatte es nur seinen ausgezeichneten Reflexen zu verdanken, daß er den Schlägen immer noch ausweichen konnte. Die Frage war nur, wie lange er das noch durchhalten konnte. Er hatte auch schon versucht, seinem Gegner eine Weinflasche auf den Schädel zu schmettern. Der Schlag hatte keine Wirkung gezeigt, nur die Flasche war zerbrochen, und auf dem Boden breitete sich eine Weinlache aus.

Ritchie Parson war geschickt. Es war ihm gelungen, John in eine schmale Gasse zwischen zwei Regale zu treiben.

Und die Gasse endete an einer Wand.

Der Geisterjäger war schweißgebadet. Er bekam auf einmal Angst, diesen Kampf nicht mehr gewinnen zu können. Zweimal gelang es ihm, Ritchie mit einem harten Karatetritt abzuwehren, aber es war genau wie bei den Schlägen, Ritchie verspürte keine Wirkung.

Doch dann geschah etwas Erstaunliches.

Ritchie Parson blieb stehen.

Er ließ die Arme sinken, sein Gesicht verzerrte sich.
Vor Schmerz, wie es John vorkam.
Jetzt hätte der Geisterjäger nachsetzen müssen, aber er war zu erschöpft, um die Situation auszunutzen. John mußte erst einmal zu Atem kommen.
Er lehnte schweißgebadet an der Wand, sog keuchend die Luft in die Lungen, und sah, daß Ritchie plötzlich auf dem Absatz kehrtmachte und den schmalen Gang zurücklief.
Er war schon nicht mehr zu sehen, als John Sinclair die Verfolgung aufnahm.
Ritchie wankte auf die Kellertreppe zu.
Er stieß hektische Schreie aus. Dazwischen stöhnte er und jaulte wie ein Hund.
Lady Parson war auf ihn zugelaufen, hing wie eine Klette an ihrem Sohn. Sie hatte mit beiden Händen seine Hüften umklammert und rief sinnlose Worte.
Ritchie stieß seine Mutter weg.
Dann torkelte er die Stufen hoch.
John Sinclair ließ ihn nicht aus den Augen. In der kurzen Zeitspanne, die ihm geblieben war, hatte er sich wieder einigermaßen erholt. Und er hatte nachgedacht, wieso Ritchie Parson auf einmal so seltsam reagierte.
Das Licht!
Ritchie Parson mußte das Licht schwer zu schaffen machen. Untote vertrugen keine Helligkeit. Sie zehrt an ihren Kräften.
John Sinclair nahm die Verfolgung auf und mußte sich wieder gegen Lady Parson wehren, die ihn nicht die Treppe hinaufgehen lassen wollte.
Mit einem Hüftwurf schleuderte John die Frau zu Boden. Keifend blieb sie dort liegen.
Der Wiedergänger hatte inzwischen schon die Tür erreicht und verschwand in der Küche.
John Sinclair nahm drei Stufen auf einmal.
Als er in der Halle ankam, hatte Ritchie diese bereits durchquert, war in die Halle gelaufen und schrie und tobte dort herum.
Der Geisterjäger flog förmlich in die Halle herein. Er durfte den Untoten nicht in die Dunkelheit draußen entkommen lassen. Denn dort konnte er neue Kräfte sammeln.
Als John durch die Tür stürmte, stand Ritchie Parson am Fenster. Sein Gesicht hatte er dem Geisterjäger zugewandt. Es war schrecklich verzerrt. Unkontrolliert schlug die schwarze Hand durch die Luft. Die andere hatte Ritchie in die schweren Vorhänge gekrallt. Er hatte zwar noch die Wandlampen löschen können, aber nicht den großen Kronleuchter an der Decke. Der Lichtschalter dafür befand sich genau

an der gegenüberliegenden Seite der Halle.

John Sinclair stoppte seinen Lauf. Er sah, daß Ritchie Parson in die Knie brach.

Noch hielt er sich an dem Vorhang fest. Unartikulierte Laute drangen aus seinem Mund.

John Sinclair knipste auch noch die Wandbeleuchtung an.

Ritchie Parson brüllte. Noch einmal sammelte er all seine Kräfte und warf sich mit seinem gesamten Gewicht auf das Fenster zu.

Die schwarze Hand durchstieß die Scheibe.

Klirrend ging sie zu Bruch.

Kühle Nachtluft fächerte in das Zimmer. Die Nacht! Sie gab den Untoten und Wiedergängern Stärke und Kraft. Wenn dann der Vollmond noch am Himmel stand, konnte nichts mehr ihren satanischen Trieb stoppen.

Das wußte am besten der Geisterjäger.

Und er wollte Ritchie Parson nicht noch im letzten Augenblick entkommen lassen.

Glassplitter waren auf Ritchie Parson geregnet. Er versuchte, durch das zerbrochene Fenster zu klettern, schob seinen Oberkörper Stück für Stück vor.

Da war John bei ihm.

An den Beinen zog der Oberinspektor den Satanssohn zurück.

Ritchie Parson brüllte. Dann fiel er mit dem Gesicht zuerst auf den Boden.

Er versuchte, mit der schwarzen Hand nach John zu schlagen, doch er besaß keine Kraft mehr.

Der Geisterjäger drehte Ritchie Parson auf den Rücken.

Voll traf das Licht sein Gesicht.

Es war Ritchie Parsons Ende.

Hoch bäumte er sich noch einmal auf, bog seinen Oberkörper wie eine Feder durch und sackte dann zusammen. Ein grauenhaftes Röcheln drang aus seinem Mund, vermischt mit einer graugelben Rauchwolke, die gegen die Decke zischte, durcheinanderwirbelte und dann auf das offene Fenster zuwehte und verschwand.

Der Teufel war aus Ritchie Parson herausgefahren.

Der Junge hatte endlich Ruhe.

John Sinclair kniete nieder und schloß ihm die Augen. Dann griff er nach seinen Zigaretten.

Ritchie Parson war tot, aber John fragte sich, ob er das einzige Kind auf der Welt war, das der Satan gezeugt hatte.

Wenn nicht, dann sah die Zukunft düster aus…

***

Der Geisterjäger ging zurück in den Keller. Auch Jo Brown war

inzwischen wieder aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht. Verwundert blickte er John Sinclair an. Dann das Ehepaar Parson.

Lady Parson mußte den Verstand verloren haben. Sie kicherte und weinte in einem. Dazwischen stieß sie Worte aus, die John nur mit Mühe verstehen konnte.

»Er ist tot! Er ist tot…«

Dorothy Parson lief zu einem Weinregal und schlug mit den Fäusten dagegen, während ihr Mann immer noch apathisch am Boden hockte.

Jo Brown, der Reporter, wischte sich über die Stirn. »Was ist eigentlich geschehen?« fragte er mit kaum verständlicher Stimme. »Ich bekam plötzlich einen Schlag über den Kopf und da…« Plötzlich wurden seine Augen groß. Sein Blick war auf den Butler gefallen, der in verkrümmter Haltung am Boden lag.

»Ist er – ist er…?«

John nickte. »Ja, Mr. Brown, er ist tot. Und Sie können von Glück sagen, daß Sie nur bewußtlos waren.«

Der Reporter hob die Schultern. Dann schüttelte er sich, als würde ein Kälteschauer über seinen Rücken jagen.

»Ich glaube, ich suche mir ‘nen anderen Job«, sagte er leise. »Und nichts mehr, was mit Horror zu tun hat. Davon habe ich endgültig die Nase voll.«

»Das kann ich verstehen«, erwiderte der Geisterjäger. Er ging bereits nach oben, um von dort die Polizei anzurufen.

Als er die Halle betrat und einen Blick auf den Toten warf, erlebte er noch eine Überraschung.

Die schwarze Hand war abgefallen.

Neben dem Körper lag sie auf dem Boden. Der rote Teppich darunter wirkte wie ein großes Blutmeer…

***

Die schwarze Hand wurde das Tagesgespräch der gesamten Umgebung. Bodmin erlebte einen nie gekannten Rummel. Die Hand selbst wurde in der kleinen Kirche aufbewahrt. Unter einer Glasglocke. Zahlreiche Touristen bestaunten sie, und eines Tages versuchte ein unbekannter Einbrecher, die Hand zu stehlen. Der Pfarrer fand ihn am nächsten Morgen. Tot! Er lag neben der Glasvitrine. An seinem Hals waren deutlich Würgemale zu erkennen. Die Polizei hat nie herausbekommen, wer diesen Mann umgebracht hatte. Aber die Leute im Dorf wußten es. Für sie kam nur ein Mörder in Frage. Die schwarze Hand…

ENDE